

Werk

Titel: Aufsätze

Ort: Berlin

Jahr: 1875

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1875_0010|LOG_0065

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

XVIII.

Cap Palmas und seine Umgebungen.

Aus den nachgelassenen Briefen des Dr. Philipp Schönlein.

Mit einem Vorworte des Herrn Prof. Dr. Zöppritz.

(Hierzu eine Karte, Taf. VII.)

Ueber Philipp Schönlein's Reise und seinen frühzeitigen Tod am 8. Januar 1856 hat Gumprecht in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde Bd. VI. S. 477 eine Mittheilung gegeben, zu deren Richtigstellung nur zu bemerken ist, dass der Tod nicht am klimatischen Fieber erfolgt ist, sondern eine Folge der bösartigen Schwärenkrankheit war, deren Beginn man auf den letzten Seiten des nachstehenden Reiseberichts geschildert findet. Das spärliche geographische Material über Cap Palmas und sein Hinterland, welches Gumprecht aufführt (ausser Bacon im Journ. of the R. geogr. Soc. Vol. XII, 196 nur Missionär-Berichte im Missionary Herald, XXX. bis XXXV.), ist in den verflossenen zwanzig Jahren kaum vermehrt worden. Die bedeutenderen geographischen Zeitschriften Europa's enthalten einen einzigen Artikel darüber; die Missionschriften sind dem Herausgeber nicht zugänglich, beträchtliche Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse auch kaum von ihnen zu erwarten. Jener einzige Artikel ist vom Rev. C. C. Hoffman (Proc. of the R. Geograph. Soc. VI., 1862, p. 66) und enthält spärliche Angaben über eine Fahrt auf dem Cavallystrom bis Krekre in Webbo, 3 Miles von der entferntesten Missionsstation Bohlem oder Bohlen, angeblich 70 Miles von der Mündung. Winwood Reade fuhr vor sechs Jahren den Cavallyfluss bis Bohlen hinauf und drang von dort aus noch drei Tagereisen weit in den Urwald vor, ohne darüber aber mehr als die blosse Thatsache zu melden (Reade, The African Sketch-Book, II., p. 304). Dieses Bohlen findet sich ebenso wie einige andere nicht bei Schönlein vorkommende Namen auch auf der Karte von Liberia in Grundemann's

Missions-Atlas (Afrika No. 4). Im Uebrigen ist man auf zwei Briefe Schönlein's selbst angewiesen, wovon der eine in den *Proceed. of the R. Geogr. Soc. I.*, 1856, p. 98, der andere in der *Missionsschrift „Aborigines friend and the Colonial Intelligencer I. p. 117* abgedruckt stehen. Da nun von den übrigen Briefen und dem Nachlasse des Reisenden nur das botanisch Neue durch Klotzsch mit einer biographischen Notiz in den *Abh. der Berliner Akademie d. Wiss.* 1856, S. 221 veröffentlicht worden ist, so konnte der von Gumprecht (a. a. O.) ausgesprochene Wunsch, alles in dem Nachlasse und den Briefen des Reisenden enthaltene geographische Material veröffentlicht zu sehen, noch heutzutage von allen Freunden der Erdkunde unterstützt werden. Ich habe deshalb mit Freuden das Anerbieten der beiden überlebenden Schwestern des Reisenden, der Frau Gräfin Pückler-Limpurg in Oberaudorf und der Frau Professor Seuffert in Giessen, benutzt und aus den Briefen und wenigen geretteten Notizbüchern das geographisch Interessante zusammengestellt und durch eine Karte illustriert.

Die Karte „Cap Palmas und Umgebungen“ hat als Basis die englischen Küstenkarten No. 1362 und 1697 und beruht für die inneren Theile auf Schönlein's Bussolenablesungen und Entfernungsschätzungen. Leider ist die Anzahl solcher Angaben viel zu gering, um eine erhebliche Genauigkeit der Karte, namentlich nördlich von $4^{\circ} 30' N.$ Br. garantiren zu können. (Ich vermute, dass ein Notizbuch mit Itinerar-Aufzeichnungen verloren gegangen ist.) Die Kablah-Hills der Seekarte habe ich ohne Weiteres mit den Urébo-Hügeln Schönlein's identificiren können, woraus sich ein Reductionsfactor für die Entfernungen ergab. Die Entfernungen nördlicher gelegener Punkte dürften eher zu klein als zu gross angesetzt worden sein. Für den Lauf des Cavallystromes fehlen alle genaueren Richtungsangaben; er ist vorzugsweise zwei Kartenentwürfen des Reisenden entnommen. Die angenommene Position ist bedingt durch die schon von Schönlein selbst zu Grunde gelegte Identification des auf der Admiralitätskarte No. 1362 eingetragenen Flat Mountain (1090') unter $4^{\circ} 48'$ mit seinem Yanghiero, deren Zulässigkeit mir einigem Zweifel unterworfen zu sein scheint. Die Stromfahrtzeiten lassen entweder auf einen sehr gewundenen Lauf oder auf eine weiter nördliche Lage des oberen Flusslaufs schliessen. Die wenigen auf der genannten Karte eingetragenen Binnenorte, die mit solchen von Schönlein besuchten identisch sind (Kakah = Kèkè, Sora Kah = Şaluka, Dehneh = Dina und Barakah), sind dort viel zu tief ins Innere verlegt. Jedenfalls setzt vorliegendes Kärtchen annähernd Richtiges an die Stelle vager Erkundigungen.

Cap Palmas, 10. September 1855. Cap Palmas ist eine felsige Halbinsel, welche mit dem Festland durch einen niedrigen sandigen Isthmus in Verbindung steht. Der höchste Punkt desselben liegt etwa 400 Schritte von der Westspitze und 70—80' über der See; er ist durch eine geringe Senkung von dem nackten Felsen getrennt, welcher das Ostende bildet und auf welchem die Negerstadt steht. Die Caps sind steil, theils felsig, theils mit Busch bewachsen; auf der Nordseite befindet sich in der halben Länge der Halbinsel ein flacher Terraineinschnitt, durch welchen die Strasse zum Landungsplatz für Boote führt. Auch sind dort die Waarenhäuser. Auf der äussersten Spitze des Caps haben die Colonisten kürzlich einen Leuchthurm errichtet; das Licht ist fix und etwa 100 Fuss über der See. Dicht daneben steht ein grosses der Episcopalkirche gehöriges Gebäude, bestimmt zum Wohnen der Missionäre und zur Aufnahme von Waisenkindern der Colonisten.

Da die Stadt zur Zeit meines Besuchs kein Gasthaus besass, so machte es mir viel Mühe ein Unterkommen zu finden. Nur der Beihilfe des Missionärs Herrn Scott verdankte ich es, dass ich schliesslich in dem Hause einer rüstigen Negerin aus den Staaten gegen hohe Bezahlung ein Unterkommen fand.

Am Morgen nach meiner Ankunft machte ich einen Gang durch die Colonie, die sich starke zwei Seemeilen landeinwärts erstreckt. Zu beiden Seiten des Weges liegen in grösseren oder kleineren Zwischenräumen die Häuschen und Farmen der Colonisten. Aber eine liederlichere Wirthschaft sah ich nie; nur selten hatte ein Grundstück ein wirklich anständiges Aussehen; gewöhnlich standen alle Sorten Unkraut und Nutzpflanzen durcheinander. Weiter im Lande auf dem Felsboden gedeiht Kaffee vortrefflich; dennoch haben nur 5—6 Leute solchen gepflanzt, und davon hat sich nur Einer die Mühe gegeben, die Bäumchen ordentlich in Reihen zu setzen. Dagegen machte die herrliche Vegetation ringsum auf diesem ersten Spaziergange einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich.

Am Donnerstag Mittag ging ich mit Mr. und Mrs. Scott nach Cavally. Dies ist eine Negerstadt an der Küste, etwa 11 engl. Meilen nach Osten oder, wie man hier sagt, to leeward. Es ist die älteste Station der Episcopalkirche an dieser Küste und ein Bischofssitz. Wir hatten etwa eine halbe Stunde vom Cap nach einer Lagune, Shepherds Lake genannt, zu gehen, die von der See nur durch eine schmale Düne getrennt ist. Hier erwartete uns ein der Mission in Cavally gehöriges Boot, mit fünf Eingeborenen bemannt, und bald waren wir unterwegs. Da jetzt gerade die trockene Jahreszeit zu Ende ist, so war der See so seicht,

dass an vielen Stellen die Ruderer aussteigen und das Boot schieben mussten. Das Nordufer der Lagune ist sehr flach, sandig und dicht bewaldet, namentlich jedoch mit leichten Bäumen, Palmen (Oel- und Fächer-), Drachenbäumen etc. Nach etwa einer geographischen Meile wendet sich der See vom Meer weg, der Zwischenraum zwischen beiden ist bewachsen und da, wo er am breitesten ist, bildet sich ein felsiger Vorsprung, von den Eingeborenen Devils Rock genannt. Solche Teufelsfelsen giebt es in der Umgegend viele, und sie werden mit abergläubischer Scheu betrachtet. Weiterhin passirt man eine kleine Stadt, Half Graway genannt, und nun nähert sich wieder der See dem Meere, von dem er nur durch eine dünne, steile Scheidewand von weissem Sande geschieden ist, jedoch nur eine kurze Strecke; dann zieht sich die Lagune wieder ins Innere, verengert sich immer mehr und mehr, bis sie zuletzt die Gestalt eines sumpfigen Flusses annimmt. An dieser Stelle liegt Graway (die englischen Admiralkarten No. 1326 und 1697 schreiben Growa), eine bedeutende Grebo-Stadt, welche den ganzen Raum zwischen See und Meer ausfüllt. Wir verliessen hier das Boot, und nun sah ich zum ersten Male die ächt afrikanische Reismethode, nämlich Hängematten. Die Matte wird an einer Stange befestigt, an welcher an beiden Enden kurze Brettchen angenagelt sind; zwei Neger heben diese Brettchen auf den Kopf und scheinen die Last so wenig zu fühlen, dass sie oft Strecken im Trabe zurücklegen. Von Graway läuft der Weg den Strand entlang, dann aber biegt er ein und schneidet einen Bogen, den die Küste macht, ab. Bei Half Cavally erreicht er wieder den Strand und bleibt nun auf demselben. Hinter Half Cavally springt ein felsiges Vorgebirge in die See vor, ähnlich Cap Palmas, jedoch in viel kleinerem Maassstab. So wird eine Art Bai gebildet, in deren Centrum Cavally liegt. Von Graway bis Cavally sind genau zwei Seemeilen. Wir hatten die Stadt zu passiren, worauf wir in wenigen Minuten unter der Thüre des Missionshauses von Bischof Payne bewillkommt wurden. Mr. Payne ist der älteste Missionär an der Küste; er hat 18 Jahre hier gelebt und während der Zeit nur einmal Amerika besucht. Den andern Morgen (Freitag) machte ich mit Mr. Scott und dem eingeborenen Missionär „Rev. Mr. Jones“ einen Ausflug auf dem Cavallyfluss. Die Mündung dieses mächtigen Stromes, wie man ihn wohl nennen kann, liegt etwa drei Meilen östlich von Cavally; jedoch ist eine Barre darin, die zuweilen selbst für Boote schwer passirbar ist. Wir verfolgten einen vielfach verschlungenen Fusspfad, der uns durch hohes Gras und Buschwerk führte. Hohe Bäume fehlen ganz, ausgenommen hier und da eine Fächerpalme. Das Terrain ist wellenförmig, jedoch glaube ich nicht, dass die Hügel höher

als 50—100' sind. Nach einem einstündigen Marsche in einer nordöstlichen Richtung sahen wir den Wasserspiegel des Flusses, und gleich darauf kamen wir nach Dimalu, einer Stadt 2—3 Meilen oberhalb der Mündung. Hier hatten wir ein langes Palaver durchzumachen, bekamen aber endlich ein grosses Canoe nebst vier Mann zum rudern. Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr verliessen wir Dimalu, hatten zuerst eine kurze Strecke auf dem Seitenarm zu rudern, an dem die Stadt liegt, und bogen dann mit einer plötzlichen Wendung in den Fluss. Das linke Ufer ist dicht bewaldet, darunter befinden sich prachtvolle, hohe Bäume, namentlich Cottonbäume. Rechts hatten wir eine Insel, die grösstentheils mit Reis bebaut ist. Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir die Spitze der Insel und fanden hier einen wahrhaft majestätischen Wasserspiegel, beinahe einem See vergleichbar. Dieser verengerte sich etwas nach oben zu, indessen blieb die durchschnittliche Breite doch immerhin 2—300 Schritt. Die Vegetation wurde nun immer üppiger; ungeheuer hohe Bäume waren bis an ihre Spitzen mit Lianen bedeckt, und ich muss sagen, dass meine Erwartungen von einem grossen tropischen Strome weit durch die Wirklichkeit übertroffen wurden. Das rechte Ufer war dicht mit hohen, schweren Bäumen bewachsen und zeigte auch in der Entfernung nichts als Hochwald; das linke dagegen hatte von Zeit zu Zeit lichte Stellen, durch welche man einen Blick ins Innere werfen konnte. Es scheint, dass hier nur der Ufersaum bewaldet ist, während weiter vom Fluss entfernt ausgedehnte Reisfelder sich befinden. Die Ufer sind keineswegs morastig, sondern bestehen aus festem Lehm und ragen durchschnittlich 2—3' über dem Wasserspiegel hervor. Gegen 12 Uhr kamen wir an die erste Schnelle, die weiter nichts ist als ein Felsen in der Mitte des Stromes, über welchen dieser sich schäumend bricht. Zu beiden Seiten ist die Schifffahrt frei. Die erste wirkliche Stromschnelle ist 70 Miles aufwärts und der weiteste Punkt, bis zu dem Europäer, resp. Amerikaner je vorgedrungen sind. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir in Hidia an, einer kleinen Stadt 10 Meilen von Dimalu. Hier stiegen wir aus, bestellten bei einem Eingeborenen zu essen und gingen dann nach einem benachbarten Dorfe, das auf einem Hügel etwa eine Viertelmeile vom Fluss liegt und eine prächtige Aussicht über denselben giebt. Mr. Scott hielt eine Predigt in gebrochenem Englisch, Mr. Jones dann ein Gebet in Grebo, worauf wir zurückgingen. Unser Dinner bestand aus einer grossen Schüssel Reis, Palmbutter, Bananen und Papau, wofür wir zwei Yards Baumwollenzug bezahlten. Nach Tisch machte ich aus einem schweren Stein und sogenanntem native rope eine Sonde, die wir auf der Rückfahrt an verschiedenen Stellen gebrauchten. Wir

fanden zwischen 6—8 Faden, wobei das Treiben des Stromes in Rechnung gebracht ist. Die Strömung ist in dieser Jahreszeit sehr stark, weil die Regenzeit im Innern gerade zu Ende ist; so kamen wir denn in der Hälfte der Zeit nach Dimalu, die wir hinaufzu gebraucht hatten. Nach einem langen Palaver, bis alle die verschiedenen Leute, die sich zu einem Stück Tabak oder Calico berechtigt hielten, zufriedengestellt waren, machten wir uns auf den Heimweg und trafen kurz nach Sonnenuntergang in Cavally ein. Am andern Tag um 1 Uhr brachen wir auf und um 2 Uhr waren wir in Graway, um 6 Uhr am Cap zurück.

18. September. — Verflorenen Sonnabend und Sonntag habe ich einen Ausflug in's Innere gemacht. Ich verliess das Cap Morgens um 7 Uhr mit einem Eingeborenen, den ich als Führer und Träger engagirt hatte. Das Reisegeld ist hier nämlich auch bei kurzen Ausflügen sehr schwer. Meines bestand aus 5 Pfund Tabakblättern und 8 Yards Baumwollenzeug, in einen Ballen zusammengerollt. Wir passirten die zweite Eingeborenenstadt, die hinter dem Cap liegt, folgten dann eine kurze Strecke dem linken Ufer des Flusses, welches hier sandig, aber fest ist, und kamen nach einer Viertelstunde an eine Stelle, wo sich ein Arm weit ins Land hineinzieht. Zur Ebbezeit ist dieser trocken, der Boden Sand mit einer dünnen Schmutzschicht und dicht mit Mangrove bewachsen. Jetzt aber, zur Fluthzeit, musste ich den Rücken meines Führers besteigen, den Warenballen auf meinen Kopf nehmen und so wenigstens eine Viertelstunde Wegs zurücklegen. Auf terra firma wieder angelangt, stieg ich ab, und wir verfolgten nun einen sandigen Fusspfad eine halbe Stunde in N. bei O.-Richtung. Das Land in der nächsten Umgebung war offen, meist mit hohem harten Gras bewachsen, hie und da ein Palmbaum oder eine Fächerpalme. Gegen 8 Uhr wurden wir von einem plötzlichen Regenschauer überrascht. Glücklicherweise waren wir gerade nahe bei einem Weiler, der zu Cap Palmas-Stadt gehört; wir flüchteten also in eines der Häuser. In der Umgebung aller grösseren Negerstädte finden sich mehrere solcher kleiner Ansiedelungen, die manchmal nur 5—10 Häuser zählen. Dieses hat seinen Grund in den vielen Zwistigkeiten zwischen den Bewohnern einer Stadt oder oft einer Familie, die dann gewöhnlich damit enden, dass der schwächere Theil abzieht und 1—2 Meilen davon sich niederlässt. Etwa um 8 $\frac{3}{4}$ Uhr machten wir uns wieder auf den Weg. Der Fusspfad bestand aus trockenem weissen Sande und führte zuweilen auf kurze Strecken durch wunderschöne Gebüsche mit prächtigen Blattpflanzen, Farren etc. Kurz nach 9 Uhr gelangten wir an einen Mangrove-sumpf, der so zu sagen eine der Quellen des kleinen Flusses bildet, welcher sich bei Cap Palmas ins Meer ergiesst. Wieder musste

ich mein menschliches Reitpferd besteigen; da aber der Boden weniger fest war und meist aus Moor bestand, so ging dieses selbst unsicher. Ueber den eigentlichen Flussarm führt eine rohe Brücke aus Baumästen, die bei hohem Wasser jedoch theilweise überschwemmt ist. Am andern Ufer ist das Land fest und zum Theil steinig; hohe, schwere Bäume stehen dicht bis ans Wasser. Nachdem wir kurze Zeit einen schmalen Pfad verfolgt hatten, begegneten wir einem Jäger mit einer Flinte, wahrscheinlich auf der Vogeljagd. Derselbe theilte mir nach vielen Begrüssungen mit, in seiner Reishütte „lebe“ Palmwein (in Afrika „lebt“ Alles!) und erbot sich mich hinzuführen. Da ich sehr durstig war, nahm ich seinen Vorschlag an; wir gingen eine Weile auf dem Hauptpfad fort, bogen dann rechts ins Gebüsch und wurden nach wenigen Minuten von einem Rudel bellender Hunde begrüsst. Der Wald und Busch war in einem annähernden Viereck ausgehauen, darin standen 6—8 Häuschen, aus demselben Material erbaut, wie die Wohnhäuser in den Städten, nur weniger sorgfältig und solid. Die sogenannten Reishäuser finden sich häufig zwischen den Reisfeldern und den Städten an der Küste; sie dienen den Negern zum Schlafplatz, während sie auf den Feldern beschäftigt sind; auch als eine Art Entrepot für den Reis, den sie nicht gleich nach der Küste hinunterbringen wollen oder können. Der Palmwein, den der Mann fabricirte, war vortrefflich und namentlich ganz frisch und moussirend. Ich liess mich durch den Durst verleiten $\frac{1}{4}$ Kru (Kru), d. h. etwa zwei Weinflaschen voll zu trinken, bereute es aber bald, denn das Gehen wurde mir darauf eine wahre Qual. Mein Führer beruhigte mich, wir würden bald auf der grossen Cap Palmas-Farm sein und da könnte ich ruhen. In der That kamen wir plötzlich aus dem Buschwalde heraus in eine ausgedehnte Lichtung, die mehrere Meilen im Umfang haben muss. Dieselbe ist ganz mit Reis und einer Art schwarzer Hirse bepflanzt, jedoch wächst viel Gras und Kraut wild dazwischen; nur die Bäume und grösseren Sträucher sind ausgehauen oder gebrannt. Die Lichtung ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Palmbäumen besetzt. Inzwischen war wieder ein tüchtiger Regenschauer eingefallen und so flüchtete ich in die nächste kleine Hütte und legte mich, um auszuruhen, nieder, d. h. auf die blosse Erde. Ich dachte ernstlich daran nach dem Cap zurückzugehen, namentlich aus Furcht, ich könnte das Fieber bekommen, weil ich zweimal nass geworden war. Mein Führer erklärte indess, Wadjuka, eine kleine Stadt, sei nicht mehr weit; dort gebe es Feuer und Matten, Palm-butter, Reis, Hühner etc.; auch schämte ich mich etwas nach dem Cap zurückzugehen, und so machte ich mich nach dem Regen wieder auf den Weg. Als wir das Ende der Lichtung passirt

hatten, kamen wir wieder in den Busch; jedoch bemerkte ich nur wenige hohe Bäume. Wir passirten ein Bündel Pfähle, die zusammen an einen längeren Pfahl gebunden und mitten in den Weg gesteckt waren, das Grenzzeichen zwischen der Feldmark vom Cap Palmas und Wadjuka. Bald darauf erreichten wir die „Wadjuka-Farm“, eine Lichtung in allen Stücken der vorher beschriebenen ähnlich, nur bedeutend kleiner. Am andern Ende dieser Lichtung kamen wir über ein Flüsschen, etwa 20' breit, über das eine niedrige Holzbrücke führte. Das Wasser schien zu stagniren und ich konnte nicht aus meinem Führer herausbringen, in welchen Fluss dieser Graben sich ergiesse. Ein Weg von einer Viertelstunde durch dichten Busch, abwechselnd über steinige Hügel und sumpfige feuchte Thaleinschnitte brachte uns nach Wadjuka, gerade zeitig genug, um einem neuen Regenschauer zu entgehen. Da der König oder Bodiä auf den Reisfeldern war, so kehrten wir in einem andern Hause ein. Ich stellte meine Stiefel an's Feuer, hing Strümpfe und Hosen herum, und als kurz darauf der König ankam und uns sagen liess, er erwarte unsern Besuch, machte ich ihm meine Aufwartung barfuss und in den Unterhosen. Da in den Negerstädten überall Schalen von Palmnüssen herumliegen, die wie Glas schneiden, so marschirte ich, wie wenn ich auf Eiern wandelte, was unter den versammelten Bewohnern ein allgemeines Gelächter hervorrief. Unter dem üblichen Händeschütteln übergab ich seiner Majestät mein „dash“, nämlich zwei Yards Baumwollenzeug und drei Heads Tabak. Als Gegengeschenk erhielt ich einen jungen Hahn. Hierauf ging ich zurück nach dem andern Haus und legte mich auf einer Matte etwas ans Feuer. Bald war das Essen fertig: Reis, Palmbutter und ein Huhn. Nach Tisch bezahlte ich den Wirth mit zwei Yards Zeug und machte mich um 3 Uhr auf den Weg nach Baraka oder Balaka (der Laut von den Eingeborenen gesprochen ist zwischen beiden Buchstaben). Wadjuka ist eine kleine Stadt von etwa 60—70 Häusern. Die ganze Wegstrecke zwischen Wadjuka und Baraka führt durch dichten Busch, beinahe gänzlich ohne Bäume. Sträucher von 10 bis 15 Fuss Höhe stehen so dicht, dass man auf beiden Seiten des schmalen Pfades förmliche Wände hat und auch nicht einen Fuss Landes rechts und links zu sehen bekommt. Hie und da fand ich eine Frucht der afrikanischen Erdbeere, wie sie die Colonisten nennen, was mir eine sehr willkommene Erfrischung war. Nach genau einer Stunde, Schlag 4 Uhr, hielt ich meinen Einzug in Baraka. Da der König zu Hause war, kehrten wir in seinem Hause ein, was eine bedeutende Ersparniss macht. Ich übergab ihm das Huhn, das ich in Wadjuka erhalten hatte, mit dem Ersuchen, es uns zum Abendessen herzurichten, und liess ihm durch meinen

Führer, der als Dolmetscher fungirte, erklären, ich würde ihm sein „dash“ morgen geben, da ich es die Nacht über als Kopfkissen benutzen wolle. Bis zum Abendessen besah ich mir die Stadt, welche so gross ist wie Cap Palmas, etwa 120—150 Häuser, und besuchte verschiedene der sogenannten Headmen. Bei Dunkelwerden erschien das Abendessen; nachdem dieses verzehrt war, führte mich der König in ein gegenüberliegendes Haus, das seines Schwagers, und lud mich ein, am Feuer Platz zu nehmen. Diese Häuser sind rund, mit spitzen konischen Dächern; die Wände bestehen aus dünnen Stäben, die an einander gebunden sind; der Boden ist festgestampfter Thon; das Dach wird gebildet durch Palmbaumblätter, die mit den Spitzen nach unten gekehrt sind. Die Thür ist nicht mehr als 3 Fuss hoch; innen konnte ich mich dagegen aufrecht bewegen. Durch ein Korbgeflecht wird eine Art Dachboden gebildet, der zur Vorrathskammer für Reis etc. dient; die unteren Wände sind mit Tellern, Pfannen, Kochtöpfen etc. vollgehängt. An einer Seite sind drei Thonsäulen von etwa 6“ Höhe, zwischen denen das Kochfeuer angemacht wird; auf der gegenüberliegenden steht der Wasserbehälter. Ich fürchtete anfangs, es werde sehr viel Ungeziefer in den Häusern sein; allein durch den beständigen Rauch wird dasselbe entfernt gehalten, und ich schlief sehr gut. Als Unterlage gaben sie mir eine Matte aus Drachenbaumblättern. Decken gab es nicht, als Kopfkissen benutzte ich meinen Waarenballen. Die Eingeborenen, nackt wie sie sind, schlafen immer ohne Decke und legen nur ein Stück Holz unter den Kopf; da aber Feuer die ganze Nacht hindurch brennt und die Oeffnungen geschlossen sind, so hält sie der Rauch warm, nur ist er für europäische Augen nichts weniger als angenehm. Bei Tagesanbruch weckte mich mein Führer, da ich so bald als möglich mich auf den Rückweg machen wollte; indessen erbot sich ein Mann aus seiner Reisfarm Palmwein zu holen, und so beschloss ich seine Rückkehr abzuwarten. Inzwischen folgte ich eine kurze Strecke einem Fusspfad in N. bei O.-Direction bis zu einem Hügel, der mir einen Blick in ein gut angebautes, wellenförmiges Land gestattete. Die Eingeborenen sagen, wenn man in dieser Richtung einen Tagemarsch fortginge, käme man an den grossen Fluss, der bei Cavally sich ins Meer ergiesst. Im Allgemeinen ist es sehr schwer, mit dem Azimuth-Compass die Richtung der Strassen zu bestimmen. Die Pfade machen so viel Krümmungen, dass ich auf lichtigem Terrain es vorzog einen leicht kenntlichen Baum, der ungefähr an unserem Wege lag, nachdem wir ihn eine Strecke passirt hatten, zu peilen. Im eigentlichen Busch fehlte mir aber auch dieses Mittel. In die Stadt zurückgekehrt, sah ich eine Grigriscene mit an. Gregories oder Grigris nehmen hier die Stelle der

Amulette ein. Braucht jemand einen Grigri gegen ein bestimmtes Uebel, so wendet er sich an einen Deyâ, von den Europäern gewöhnlich „Devil Doctor“ genannt, deren es mehrere in jeder Stadt giebt. Mein Führer nahm mich mit nach dem Hause eines dieser Herren, welcher nach Empfang von zwei Blättern Tabak die Ceremonie anfang. Er setzte sich auf eine Affenhaut, rangirte eine Anzahl Thierschädel, Muscheln etc. vor sich; schliesslich stellte er eine dickbauchige, vielfach verzierte Flasche hin, der er eine Rede hielt. Hier hinein streute er dann etwas Salz, Tabak, Pfeffer etc., schliesslich etwas Schmutz von seinen beiden Fusssohlen. Dann musste mein Führer mit einem Bund Federn darauf schlagen, worauf er die Flasche schüttelte und den Grigri herausfallen liess. Wahrscheinlich hatte er ihn vorher in der Hand; er machte es jedoch so geschickt wie ein Taschenspieler. Immer aber wollte der rechte Grigri nicht kommen, obgleich er die Procedur oft wiederholte; endlich wurde es mir zu langweilig und ich ging ab. Die Grigris, die ich sah, waren theils Tigerzähne, Steine, Muscheln, theils sogar getrocknete thierische Excremente. Mittlerweile war der Palmwein angelangt; ich stärkte mich und machte mich auf den Weg. Wir marschirten so rasch als möglich, passirten Wadjuka ohne anzuhalten, sprachen einige Minuten auf dem Cap Palmas-Reishaus vor, um uns mit Palmwein zu erfrischen und erreichten das Cap um 1 Uhr nach 3½stündigem Marsche. — Ich fühlte ausser etwas Müdigkeit nicht die geringsten schlimmen Folgen. Den Tag nachher, Montag den 17., war ich von Mr. Hoffmann nach Rocktown eingeladen, wo er die episcopale Mission versieht. Ich verliess das Cap etwa um 11 und langte kurz nach 1 Uhr an. Der Weg folgt dem Strande und ist äusserst ermüdend, da der Sand nur an wenigen Stellen fest ist. Das Land nächst der See ist mit einer 3—4' hohen Decke von stachligen Pflanzen, darunter die Dattel, besäet; hie und da ragt eine Fächerpalme majestätisch hervor. Der Strand macht eine kleine Biegung, so dass Cap Palmas und Rocktown die Spitzen einer kleinen Bai bilden. Das letztere steht auf einem Felsenvorsprung, der nicht das geringste Grün zeigt; eine kleine sandige Ebene setzt ihn mit dem Festland in Verbindung. Nach Norden zu bleibt die Küste jedoch für einige hundert Schritte steil und fällt dann zu dem genannten sandigen Strande ab. Oestlich von Rocktown steht eine zweite kleinere Stadt, ganz in Pisangbüschen begraben, nordöstlich davon auf dem Felsen, dicht am Strande liegt das Missionshaus. Dasselbe ist bedeutend kleiner als die in Cavally und an dem Cap, doch gefällt mir seine Lage besser. Von den oberen Fenstern hat man eine prächtige Aussicht auf Cap Palmas einerseits und Fishtown Point gegen NW.; namentlich macht sich ein Wäldchen

von hohen Fächerpalmen, das sich bis nach letzterem hinzieht, ganz prachtvoll. Das innere Land sieht weit weniger buschig aus als beim Cap; es erinnerte mich stark an die regelmässig bebauten Fluren in civilisirten Ländern. Nach Tisch machten wir einen Spaziergang nach dem Fächerpalmenwäldchen. Dann zeigte mir Mr. Hoffmann seinen Garten, den bestgehaltenen, den ich hier gesehen habe, was freilich kein Wunder ist, da er seine Schulkinder daran arbeiten lässt. Er zieht alle möglichen Sorten Gemüse und Obst. Gegen 4½ Uhr machte ich mich auf den Rückweg.

25. September. — Ich machte gestern einen Abstecher nach Urébo, einer Stadt 6' N. zu W. von Cap Palmas, wie ich aus einer Vergleichung meines Itinerars finde. Um 6½ Uhr Morgens verliess ich Cap Palmas mit Quënh als Führer, demselben, der mich nach Baraka begleitet hatte. Als wir abmarschirten, zeigte er mir einen Hügel in der Entfernung, mit hohen Bäumen besetzt und einer Lichtung in der Mitte. Dahin, sagte er, gehe unser Weg. Nachdem wir über den Fluss gesetzt hatten, folgten wir ¾ Stunden lang dem Strande. Dann bogen wir auf einem schmalen Pfade rechts ein und kamen durch ein dichtes Gesträuch von Dattelbüschen, Drachenbäumen und Stachelpflanzen. Nach wenigen Minuten indess kamen wir in's Freie; nun dehnte sich vor uns eine weite Ebene aus, dicht mit mannshohem Grase bewachsen. Am Nordende derselben war eine buschige Linie bemerkbar, hinter welcher das Land anfang höher zu werden. Als ich diese Buschlinie erreichte, fand es sich, dass es ein Arm des Cap Palmas-Flusses ist, welcher sich hier gegen Rocktown hinzieht; jedoch ist er mehr Sumpf als Fluss, dicht mit Mangroven bewachsen und der Ebbe und Fluth unterworfen. Die Mangroven sind in einer Breite von 10—12' in schnurgerader Linie weggehauen, und so ist eine Strasse gebildet, in welcher der Grund ziemlich fest ist und die Wassertiefe etwa 1½—2' beträgt. Auf dem andern Ufer war der Boden felsig und hügelig; doch hatten wir hie und da in den Thaleinsenkungen Wasser zu passiren. Der Weg für die nächsten 1½ Stunden war äusserst einförmig. Büsche und Bäume fehlten beinahe ganz; allenfalls ein paar einsame Oelpalmen, deren krankes kümmerliches Aussehen die Unfruchtbarkeit des Bodens bekundeten. So weit das Auge reichte, hohes Gras, jedoch von unsern Wiesen darin verschieden, dass es nicht den ganzen Boden gleichmässig mit einem Teppich überzieht, vielmehr stehen die Grasbüsche vereinzelt, an ihrem untern Ende manchmal ½—1' auseinander, während sie oben auseinander fallen und so den Anblick einer dichten Wiese darbieten. Nach und nach werden die Hügel höher, mehr bewaldet, und endlich sah ich bei einer plötzlichen Wendung des Weges den Berg mit den grossen Bäu-

men gerade vor mir. Indess bemerkte ich nun meinen Irrthum. Was ich von Cap Palmas aus für einen Hügel gehalten hatte, sind zwei, und die Lichtung ist das enge Thal zwischen beiden. Dieser Punkt ist der schönste, den ich noch in Afrika gesehen habe. Beide Hügel fallen steil gegen einander ab; die Spitzen beider sind mit prachtvollen Bäumen von riesigen Dimensionen bedeckt; das Thal selbst, durch welches der Weg führt, ist mit Blattpflanzen und Blütensträuchern auf's Ueppigste bewachsen. Am Eingang des Thales, welches man mehr eine Schlucht nennen könnte, stehend, hat man Urébo vor sich. 10—15 Minuten mehr bringen uns in die Stadt selbst. Sie liegt hoch auf einem sehr spitzen Hügel und zählt nur 40—50 Häuser. Von der Spitze des Hügels hat man eine prächtige Aussicht in's Innere auf ein, wie es scheint, fruchtbares, dicht bewaldetes Land. Der Boden in der Stadt ist mit Glimmerblättchen wie übersäet; doch konnte ich das Gestein nirgends aufgeschlossen finden. Nach eingenommenem Mittagessen verliess ich Urébo um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags und kam um $4\frac{1}{2}$ Uhr am Cap Palmas an. Obgleich die gerade Entfernung nach Urébo nur 6' ist, so beträgt doch der Weg mit allen seinen Krümmungen viel mehr, und ich war so müde von meinem Tagewerk, dass ich bald zu Bette ging.

8. October. — Nachdem ich schon lange den Plan gehabt hatte, der Bolobo-Gegend einen Besuch abzustatten, konnte ich am 5. October einen Führer auftreiben. Ich machte mich um $9\frac{3}{4}$ Uhr auf den Weg. Um $10\frac{1}{2}$ Uhr passirte ich in hor. 3—4 Richtung den oberen Flussarm und Mangrovensumpf, diesmal ohne Schwierigkeit, da es gerade Ebbe war; etwa eine halbe Stunde jenseits geht der directe Pfad nach Saluka links ab von dem nach Wadjuka und Baraka. Da jedoch der erstere durch Busch und hohes Gras beinahe unwegsam sein soll, so wählten wir den letzteren mir schon bekannten und kamen um $12\frac{3}{4}$ in Wadjuka an, nachdem die Wegrichtung von 11 bis $11\frac{1}{2}$ ^{h.} hor. 12, von $11\frac{1}{2}$ ^{h.} an aber wieder hor. 3 gewesen war. Hier hielt ich mich nicht lange auf, gab nur dem König ein wenig Tabak, pflückte einen Vorrath Citronen, die sehr einladend hart am Eingange in die Stadt wuchsen, und marschirte dann um 1 Uhr weiter über Gelebo nach Saluka. Der Pfad ist ziemlich gerade und genau magnetisch Nord (N. 19° W.). Von einem Hügel bei Wadjuka war eine Gruppe hoher Bäume sichtbar, die der Führer, Bullo, als Merkmal für Saluka bezeichnete. Um $1\frac{3}{4}$ Uhr erreichten wir Gelebo, passirten dasselbe ohne aufzuhalten, kamen dann über einen ziemlich ansehnlichen Fluss von etwa 30' Breite mit prächtigem Baumwuchs an den Ufern und standen bald vor einem Hügel, der die oben erwähnte Baumgruppe trägt. Zwischen den hohen Bäumen zer-

streut liegen einzelne Häuser, die eine kleine Stadt bilden, gewissermassen eine Vorstadt von Saluka. Dieses letztere sieht man erst, wenn man um den Berg herumgegangen ist; es liegt in einer Art Kessel zwischen drei gut bewaldeten Hügeln und ist die einzige Negerstadt, die ich bisher im Thal gesehen habe. Saluka, das wir um 2¼ Uhr erreichten, ist die Hauptstadt des Krebolandes und zählt etwa 150 Häuser. Der Krebostamm ist der zahlreichste und mächtigste in der nächsten Umgebung von Cap Palmas; ausser den drei grösseren Städten Saluka, Wadjuka und Gelebo hat er noch sieben kleinere, und ich schätze die Gesamtzahl auf etwa 3000 Seelen. Der König im Innern hat an und für sich mehr zu sagen als seine Collegen an der Küste, die durch eine Art demokratischer Verfassung beschränkt sind, und so ist es denn begreiflich, dass der König von Saluka eine sehr gewichtige Persönlichkeit ist, welche beständig mit wenigstens einem seiner Nachbarn Krakehl hat wegen Durchgangszöllen, die er auf Palmöl aus dem Innern legen will und ausserdem unter den Eingeborenen in sehr schlechtem Geruch steht wegen der Plackereien und Erpressungen, die er gegen Reisende verübt. In Anbetracht dieses seines Charakters hatte ich schon im Voraus beschlossen nicht in Saluka zu übernachten, und das Essen, welches er uns aufstichtete, bestärkte mich in meinem Entschluss. Statt der bestellten Palmutter und Hühner erschien eine dünne Brühe nebst Knochen von Gott weiss welchem krepirten Thier, die er Antilopen-Suppe und — Braten titulirte. Als ich ihm mein Dash gab, verlangte er eine Messingruthe; als er diese erhalten hatte, ein Waschbecken, und da ich dies nicht mitführte, mehr Tabak. Dies verweigerte ich jedoch standhaft und machte mich schleunigst auf den Weg nach Bolobo, nachdem ich jedoch vorher die Urébo-Gefangenen besucht hatte. Wegen einer Grenzstreitigkeit sind die Urébo's seit längerer Zeit mit den Krebo's im Kriege, und obgleich die ersteren nur drei kleine Städte haben, also wohl nicht über 500 Seelen zählen, halten sie sich doch wacker. Vor sieben Monaten gelang es den Krebo's, eine Partie von 22 Urebo's gefangen zu nehmen, die nun seit dieser Zeit hier in Verwahrsam sind. In dem Hause, zu welchem ich geführt wurde, waren ihrer vier; sie lagen auf Matten und ihre linken Beine staken in einem Stück Holz, etwa 2' lang, das an beiden Enden durch Stricke an einem der Dachpfeiler befestigt war. Einer von ihnen erhielt die Erlaubniss herauszukommen, um mit mir zu sprechen, worauf er den Holzblock losband, den Strick über den Arm warf und mühsam sich fortschleppte. Ich liess ihm sagen, ich sei in Urébo gewesen und aufgefordert worden, falls ich nach Saluka komme, die Gefangenen zu besuchen; dann gab ich ihm etwas Tabak. Diese armen Teufel

haben wenig Aussicht befreit zu werden; denn beide Parteien bestehen auf ihrem Recht und die Urébo's sind viel zu schwach, um Krebo's gefangen zu nehmen, ausser der Zufall müsste sie begünstigen. Die Hügel von Urébo liegen von hier aus genau SW. Ich verliess Saluka um $4\frac{1}{4}$ Uhr in hor. 3—4 Richtung. Auf einer Anhöhe hinter Saluka rastete ich einen Augenblick unter einem prächtigen Drachenbaum und genoss die Aussicht auf ein waldiges Hügelland, wie ich glaubte, das Bolobo-Gebiet. Je weiter wir vordrangen, desto schlechter wurde der Weg; endlich verlor er sich ganz in hohem Grase, und wir mussten eine Strecke zurückgehen, um den andern von zwei Scheidewegen zu versuchen. Dieser erwies sich als etwas besser, wenigstens kenntlich, doch in der Höhe der Brust durch Gras und überhängenden Busch beinahe gänzlich geschlossen. Dazu kam, dass es hier viel geregnet hatte und so Blätter und Zweige tropfnass waren. Schmale, aber tiefe Flüsse waren häufig, und die Baumstämme, die darüber liegen, meist überschwemmt, daher sehr glatt und schwer zu passiren. Endlich bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir eine Einzäunung nebst Thür, durch die der Pfad führt, die Grenze des Gebiets der ersten Bolobostadt Kèkè. Hier kamen wir aus der Wildniss heraus. Der Pfad wurde etwas besser, was in Anbetracht der Dunkelheit sehr wünschenswerth war. Um 6 Uhr 10 Min. waren wir in Kèkè und liessen uns des Königs Haus zeigen, worauf ich ohne Umstände vor der ganzen Versammlung meine Kleider auszog. Im Allgemeinen kamen mir die Bolobo's als eine stärkere Menschenrace vor als die Küstenneger; viele waren grösser als ich und zeigten wahrhaft herkulische Proportionen. Sobald ich zu Abend gegessen hatte, legte ich mich auf eine Matte neben das Feuer und schlief vortrefflich bis zum Morgen. Eine Einrichtung in den Häusern sah ich hier zum ersten Male: eine Art Büchergestell von 4—5 Fächern, in jedem Brett eine Anzahl Löcher, durch welche Stricke gezogen sind. An diesen werden dann des Nachts die Hühner festgebunden, die so in herrlicher Ordnung aufmarschirt sitzen. Beim ersten Grauen des Tages erhob sich dann begreiflicher Weise ein furchtbares Gekräh, so dass weiter zu schlafen unmöglich war. Während das Frühstück gekocht wurde, machte ich einen Spaziergang nach der zweiten Bolobostadt, die etwa 10 Minuten von Kèkè auf einer bedeutenden Anhöhe liegt. Von der obersten Spitze der Stadt hatte ich eine prächtige Aussicht auf das umliegende Terrain. Ich sah nun, dass die Beschreibung, die man mir vom Bolobolande gemacht hatte, durchaus falsch ist. Hohe Bäume sind hier ebenso selten als weiter südlich bei Saluka und Baraka. Die Bodenbeschaffenheit mag etwas verschieden sein, da ich meist Lehm an-

traf, zuweilen reichen Töpferthon. Sonst ist dieselbe Abwechslung von kleinen Hügeln und schmalen Thälern, die ich bisher überall sah; nur ist das Wasser in letzteren weniger stagnierend, zuweilen selbst rasch fließend, mehr Gebirgswasser. Felsaufschlüsse sah ich nirgends. Gegen NO. behält die Gegend denselben Charakter; man zeigte mir hier in ONO.-Richtung einen Baum, wo die dritte Bolobostadt Plibo liegen soll. Gegen NNO. ist eine gleichförmige Kette von waldigen Hügeln; daraus springen zwei charakteristische Formen in die Augen: ein Sattelberg und etwas rechts davon ein konischer, spitzer Berg. Der Baumwuchs scheint sehr üppig zu sein. Die Entfernung schätze ich auf 4 bis 5 Seemeilen; die mittlere Höhe der Berge wird schwerlich über 100—200' sein. Dieses Land wurde mir als das der Tibawa bezeichnet; die nächste Stadt ist Tibaka, 6 Seemeilen entfernt. In Plibo fand ich eine Frau aus Cap Palmas, die etwas englisch sprach. Sie sagte, die Bolobo's seien in zwei Abtheilungen getheilt, jede mit drei Städten, ein Zweig gegen Westen und einer gegen Nordost. Die Städte sind klein, 40—50 Häuser. Ein Mann erbot sich nach Plibo zu gehen und Palmwein zu holen, was ich gern annahm. Als ich nach Kèkè zurückkam, war das Frühstück fertig; bald nachher kam der Palmwein. Die Reisernte ist jetzt vorüber und die Leute fangen an Palmöl zu machen. Wir sahen viele Männer mit Palmnüssen beladen in die Stadt kommen, die dann von den Frauen verarbeitet werden. Zwei Frauen können in einem Tag etwa 1 Kroo = 4 Gallons Palmöl machen (1 Gallon ist etwa gleich 5 Weinflaschen). Um 10 Uhr verließen wir Kèkè in Gesellschaft eines Cap Palmas-Mannes, der nach Bolobo gekommen war, um eine Frau zu kaufen. Nachdem wir mehrere tüchtige Regenschauer ausgehalten hatten, kamen wir um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr an Wadjuka vorbei, ohne es zu betreten, und etwa eine Stunde jenseits Wadjuka wurde plötzlich die Strasse so trocken wie ein Brett; ein Beweis, dass es im Innern mehr regnet als auf dem Cap. Wir erreichten dieses letztere um 6 Uhr bei einbrechender Dunkelheit, hungrig und müde, denn ich hatte seit dem Morgen nichts gegessen als ein paar Bananen.

21. October. — Spät am Nachmittag letzten Freitags war es mir erst möglich das Cap zu verlassen, so dass ich kurz vor Sonnenuntergang in Rocktown ankam. Den andern Morgen, nach Morgenandacht und Frühstück, ging ich in die Stadt, um einen Träger zu bekommen, was mir bald gelang. Um 12 Uhr Mittags verliess ich das Missionshaus. Der Pfad ist gut und angenehm. Er führt etwa 400 Schritte von dem Strand durch hohes Gras unter dem früher erwähnten Fächerpalmenwald. Der letztere erstreckt sich bis Middletownpoint, halbwegs nach Fishtown. Die

Fächerpalmen haben die grösste Dicke ihres Stammes in der halben Höhe. Die Kronen sind alle landwärts geneigt, wahrscheinlich in Folge der Seewinde. Die Nüsse hängen in langen Trauben herab; da jedoch die Stämme glatt und die Bäume sehr hoch sind, so wartet man, bis die Früchte von selbst abfallen. — Middletownpoint ist ein schwarzer Felsen, der etwa 100 Schritt in die See vorspringt; zu beiden Seiten stehen zwei kleine Städte dicht am Strande. In der Nähe mündet ein kleiner Bach. Von hier an geht der Pfad wieder auf dem Strande und ist sehr ermüdend. Um 1½ Uhr erreichte ich Fishtown und ging nach der Wohnung des Missionärs, eines von Bischof Payne erzogenen Eingeborenen. Dieser sollte mir auf Mr. Hoffmanns Geheiss behülflich sein, ein Canoe und Ruderer zu verschaffen, die mich über die Bai nach Garraway bringen sollten. Die Küste macht hier nämlich eine bedeutende Biegung, so dass zur See nur 5 Meilen, zu Lande dagegen 7 bis 8 Meilen nach Garraway sind. Ich ging mit dem Missionär nach dem Hause des Königs, dem ich ein Dash überreichte. Ich fand jedoch bedeutende Schwierigkeiten; die Leute, die sich bereit erklärten, forderten ungeheure Preise, und zu meinem Erstaunen nahm der Herr Missionär ihre Partei und rieth mir, sie doch zu bezahlen. Endlich riss mir die Geduld; ich nahm einen Mann, um mein Gepäck zu tragen und beschloss zu Fuss zu gehen, wenigstens bis New-Garraway. In der eigentlichen s. g. Fishtownbay ist der Strand flach, allmählich verlaufend, daher hart und fest. Nach einer Stunde kamen wir an den Fishtown River, einen prachtvollen Fluss, an Grösse dem Cavally Fluss untergeordnet, aber von demselben Charakter. Hier sieht man keine Mangroven; die Ufer schienen steil und fest zu sein; hohe prächtige Bäume bedecken sie bis an die Mündung. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt, da alle Canoes leck waren und wir auf ein etwas solideres warten mussten, setzten wir endlich über. Auf der andern Seite wird das Ufer steil und deshalb der Sand so lose, dass man bei jedem Schritte einsinkt. Mühsam schleppte ich mich fort; nach $\frac{3}{4}$ Stunden kamen wir an eine schmale Lagune, die der Küste folgte; ihr jenseitiges Ufer war nicht sumpfig, sondern fiel 10—15' hoch steil ab; sie scheint also sehr tief zu sein. Mittlerweile wurde es stockfinster; endlich hielt mein Träger an einer Art Landungsplatz, bemächtigte sich eines Canoes, das halb voll Wasser stand, und nachdem wir glücklich die Lagune passirt hatten, standen wir zu meiner Freude mitten in der Stadt. Ich war so todtmüde, dass ich nur wenig ass, gleich nachher hinfiel und fest einschief. Am andern Morgen sah ich, dass die Stadt nur 10—20 Häuser enthält; sie steht auf einer Halbinsel, auf der Westseite von der Lagune begrenzt, auf der Nordseite von einem Fluss, der in die

Lagune mündet. Kurz nach Sonnenaufgang liess ich mich übersetzen, um ein Seebad zu nehmen. Während ich im Wasser war, kam ein heftiger Regenschauer heran, so dass ich meine Kleider in die Stadt zurückschickte und dann nach Beendigung meines Bades in puris naturalibus nachfolgte, nur in mein Handtuch nach Art der Eingeborenen eingewickelt. Wenn der Teufel selbst plötzlich erschienen wäre, er hätte keine grössere Verwirrung veranlassen können. Die Frauen und Kinder fingen an laut aufzuschreien und rissen sämmtlich vor mir aus. Ich konnte das Haus des Königs nicht finden, da eines aussah wie das andere, und bemühte mich durch Zeichen zu verstehen zu geben, man solle mich hinführen. Endlich nahm mich eine Frau bei der Hand und führte mich statt nach dem Haus des Königs nach ihrem eigenen, wo ein wenige Wochen altes Kind auf einer Matte lag. Anfangs verstand ich nicht, was sie wollte, mit der Zeit jedoch begriff ich, dass sie mich ihrem kleinen Kinde als grosse Curiosität zeigen wollte. Obgleich die Männer beinahe alle zur See gehen, so haben doch die Frauen und Kinder wenig Gelegenheit Weisse zu sehen, und jedenfalls war ich das erste nackte Specimen, das ihnen vorkam. Gegen 10 Uhr machte ich mich auf den Weg nach Garraway. Die ganze Küste ist ein dichter Wald von Oelpalmen. Nach einer Stunde erreichten wir einen der Felsenvorsprünge, die auf dieser Küste so häufig sind. Gegenüber liegt eine felsige, doch theils bewaldete kleine Insel in der See, welche von hier bis Garraway voller Felsen und Riffe ist. Garraway ist eine Stadt von etwa 60 Häusern, von anderen Negerstädten darin verschieden, dass die Häuser nicht dicht zusammenstehen, sondern auf allen Seiten Luft haben. Die Stadt ist buchstäblich umschlossen von einer ringförmigen Bananenpflanzung. Der eine Haupteingang führt nach einer recht hübschen Allee von Cocospalmen, die bis zum Strande reicht; der andere NO. zum Flusse. Dieser letztere mündet in die See hinter einem Felsenvorsprung etwa 800 Schritte NW. von der Stadt. Für die Schifffahrt ist es der beste Fluss auf der Küste südlich von Monrovia, da auf der Barre in der Regenzeit drei Faden Wasser, in der trockenen Jahreszeit nie weniger als ein Faden ist. Die Mündung ist schmal; jenseits aber dehnt sich der Fluss zu einer Breite von über 1000 Schritten aus; in der Mitte voller Felsen und mit Mangroven bewachsenen Sandbänken, zu beiden Seiten schiffbare Arme, von denen der südliche der tiefere ist. Etwas weiter theilt sich der Fluss in zwei Arme, von denen einer in's Innere geht, der andere sich der Küste parallel nach NW. zieht. Die Halbinsel zwischen beiden ist, soweit das Auge reicht, nichts als ein enormer Mangrovensumpf. Die Bewohner der Küstenstädte bilden nur einen kleinen

Theil des Garraway-Stammes. Etwa zwei Meilen im Innern haben sie fünf bedeutende Städte, deren Bewohner nichts thun als Reis bauen und Oel bereiten; die Küstenleute dagegen gehen zur See, fischen und machen Salz. Die Salzfabrikation ist eine wichtige Quelle für ihren Handel mit den Stämmen im Innern. Sie haben grosse Messingpfannen, in denen sie Seewasser abdampfen. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten und immer Wasser nachgegossen; zweimal des Tages schöpfen sie das ausgeschiedene Salz aus und verpacken es sehr niedlich in eine Art breiter Schilfblätter. Ein Bündel Salz enthält etwa $1\frac{1}{2}$ Quart. Zwei solcher Bündel gelten ein Bushel Reis oder eine Kroo Palmöl. Da Brennmaterial ihnen sozusagen in die Hände wächst, so ist diese Fabrikation sehr lucrativ. Am andern Morgen fing ich das „boy palaver“ an, fand jedoch eine unerwartete Schwierigkeit. Ein Amerikaner in Cap Palmas hatte einen Vorschuss in Waaren für 20 Kroo Oel nach Garraway geschickt. Da aber die Eingeborenen alle noch mit der Reisernte beschäftigt waren, konnten sie kein Oel bekommen, und so waren zwei Garrawayleute vor ein paar Tagen in Cap Palmas festgenommen und eingesperrt worden. Deshalb fürchteten sich alle Anderen nach Cap Palmas zu gehen. Indessen schickte am andern Morgen der Headman seinen Bruder in seinem Canoe mit einem Ochsen nach dem Cap, um die Schuld abzutragen. Bei seiner Rückkunft wollte ich dann mit demselben Canoe zur See nach Hause gehen, um den ermüdenden Marsch auf dem Strande zu umgehen. Allein zwei Tage vergingen, ohne dass ich etwas von ihm hörte, und endlich kam die Nachricht, er sei durch langwieriges Palaver aufgehalten. Die Zeit wurde mir nun etwas lange; ich vertrieb sie durch Ausflüge in den Garraway-Busch und auf die andere Seite des Flusses. Dort hatten früher auch Garraway-Leute gewohnt; vor ein paar Jahren aber kam ein Theil des Poriver-Stammes herunter (Poriver ist 7 Meilen NW. von Garraway), vertrieb die rechtmässigen Bewohner und gründete zwei kleine Städte. — Die Abende waren das schlimmste, da ich keine Bücher und kein Schreibmaterial hatte. Auch gefiel mir die Landessitte nicht, nur zweimal des Tages zu essen (um 11 Uhr und 6 Uhr), so dass man den ganzen Morgen mit nüchternem Magen herumläuft. Am Freitag, den 19., kam das Canoe zurück mit der Nachricht, dass im Palaver entschieden sei, noch vier Ochsen seien nöthig die Schuld zu bezahlen. Das nenne ich doch Bedrückung! So konnte ich also doch keinen Krooman bekommen; ja die Leute fürchteten sich so, dass sie nicht bis zum Cap im Canoe gehen wollten, sondern in Fishtown blieben, wo ich wechseln musste. Gestern Abend 6 Uhr kam ich in Cap Palmas an, durch und durch nass, da ich die ganze Seefahrt über

buchstäblich im Wasser sass. Die See war ziemlich unruhig; einmal brach eine hohe Welle gerade in unser Canoe und füllte es beinahe ganz; ich machte die Augen zu und fürchtete im nächsten Augenblick unterzugehen, aber nichts gleicht der Geschicklichkeit dieser Kroomen auf dem Wasser; unbegreiflich rasch schöpften sie so viel Wasser aus, um uns für den Augenblick flott zu erhalten. Dies ist auch meine erste Handelsexpedition gewesen: mein Cargo bestand aus 2 Kroo Palmöl, 1 Kroo Reis, 1 Schaaf und 6 Hühnern. Der reine Gewinn war 4 Doll. 62 C. Ihr lacht vielleicht hierüber, aber die Preisunterschiede sind hier so ungeheuer, dass Jedermann Handel treibt. Wie kann man der Versuchung widerstehen, wenn z. B. die Eingeborenen in Cap Palmas eine Musketen für ein Schaf verlangen, was natürlich niemand geben will, wogegen es in Garraway drei Pfund Tabak kostet! Mir kam es im Ankauf auf 48 Cent, und in der Colonie verkaufte ich es für $2\frac{1}{2}$ Dollar.

27. October. — In dieser Woche habe ich einen Ausflug von nur zwei Tagen nach Cavally gemacht. Meine Absicht war, die Mündung des Cavallyflusses zu besuchen, die etwa drei Meilen von dem Missionshaus entfernt ist. Ich erreichte sie gegen Mittag und fand eine trostlose Ansicht. Der hohe, steile, sandige Strand, welcher der Fluch dieser ganzen Küste ist, zieht sich ohne Unterbrechung von Half-Cavally entlang, beständig von den ungeheuren Wellen gepeitscht, die schäumend darüberhin brechen. Endlich kommt man an eine kleine Oeffnung, kaum 100 Schritte breit, durch welche das Flusswasser hinausst wie ein Mühlstrom; ausserhalb zeigt ein Halbkreis von weissem Schaume, der die Mündung einschliesst, die Stelle, wo die sich begegnenden Gewässer des Meeres und Flusses die Barre erzeugt haben. Die Barre des Cavallyflusses ist eine der gefährlichsten auf der ganzen Küste; während der Regenzeit ist sie selbst für Canoes unpassierbar, geschweige denn für Boote. Steigt man den steilen Strand hinauf, so wird man angenehm überrascht. Jenseits der engen Mündung dehnt sich der Fluss bis zu einer See-Meile Breite aus; die Ufer sind gut bewaldet, namentlich nimmt sich das linke Ufer schön aus, da es fast ganz mit Pisangbüschen besetzt ist. Auf demselben stehen dicht am Strande zwei sonderbar geformte Bäume, die als Kennzeichen für den Platz von der See aus gebraucht werden. Auf dem rechten Ufer steht eine Stadt, beinahe ganz unter Bäumen und Büschen begraben, deren Landesname Kavlaka ist, während sie im Englischen River Cavally genannt wird. Hier machte ich Mittag, und gegen 3 Uhr begab ich mich auf den Rückweg.

19. November. — Vergangenen Freitag vor vierzehn Tagen (2. Novbr.) schiffte ich mich auf dem Kutter „Try, try again“

ein. Bei dieser Gelegenheit wurde das Canoe von einer Welle umgeworfen und ich kam tiefend nass an Bord, wurde jedoch von der Mittagssonne bald getrocknet. Die Brise war ungemein leicht, und blies den gewöhnlichen Regeln zuwider von Osten. So waren wir denn am Nachmittag um 4 Uhr erst Half Graway gegenüber. Bei Sonnenuntergang ankerten wir, weil diese Boote keinen Compass führen. Da die Nacht nicht mondhell war, so würden wir Gefahr gelaufen sein, gerade ins Land hinein zu steuern. Dies ist der Standpunkt der Nautik in Cap Palmas! Die Nacht war begreiflicher Weise höchst peinigend. In einem Boot von 11 Tonnen kann man keine grosse Cajüte erwarten, und in der That konnte ich nur mit krummen Knieen in meinem Kasten liegen, der statt Matraze mit einer Matte ausstaffirt war. Den andern Morgen trieben wir mit Landbrise und Strömung langsam die Küste hinunter. Gelegentlich kamen Canoes an Bord mit Eiern, Hühnern, Bananen, welche für Tabak eingetauscht wurden. Nach und nach starb die Landbrise ab und die Seebrise setzte so gut ein, dass wir erst bei Sonnenuntergang in Bassa-Bai ankerten. So hatte ich noch eine Nacht in meinem Marterkasten zuzubringen. Am andern Morgen indess gingen wir dafür um so früher an's Land und stärkten uns an einem Ueberfluss von Palmwein. Bassa liegt in einer flachen Bucht, die einen Durchmesser von etwa 3 Meilen hat. Im westlichen Winkel ergiesst sich ein kleiner Fluss in's Meer; etwa eine halbe Meile davon steht die „Hauptstadt“ mitten im Dickicht ungefähr 100 Schritte vom Strande. Etwas weiter westlich sind zwei kleinere Städte, vor deren letzter zwei Felsen etwa $\frac{1}{4}$ Meile seewärts gleichsam ein Thor bilden. Kleine Boote etc. ankern zwischen diesen Felsen. Ich blieb in Bassa mehrere Tage, da sich mir eine äusserst günstige Gelegenheit bot, den Handel kennen zu lernen. Ich wohnte mit dem Capitain in demselben Haus und war beständig gegenwärtig, wenn er seine Geschäfte mit den Eingebornen machte. Endlich aber, da ich nichts Neues mehr lernen konnte und doch der Capitain nicht weiter gehen wollte, beschloss ich zu Fuss nach Gran Bereby zu gehen. Am Dienstag Nachmittag machte ich noch eine kurze Tour den Fluss hinauf, der schöne reich bewaldete Ufer hat, indess weiter nichts besonderes, ihm eigenthümliches besitzt. Mittwoch morgen marschirte ich ab. Dicht an der östlichen Spitze der Bai ist ein kleiner Fluss, der aber von einer Sandbarre ganz eingeschlossen ist und nicht mit der See in Verbindung steht. Das Cap selbst ist etwa 100' hoch und fällt so steil in die See, dass kein Weg herum führt; man muss gerade darüber hinweg. Der Aufgang war sehr beschwerlich, so dass ich froh war, oben eine Stadt zu finden, in der ich mich ausruhen konnte. Hier be-

ginnt der unangenehmste Theil eines Marsches nach Half Bereby. 7—8 Meilen lang erstreckt sich die Küste in schnurgerader Linie ohne die geringste Biegung oder Abwechslung. Der Strand, der sich scheinbar in's Unendliche erstreckt, glüht förmlich unter den Strahlen der Mittagssonne; nach landwärts sieht man nichts als einen undurchdringlichen Wall von Sträuchern und Büschen, der nur zwei oder drei Mal von einer Flussmündung unterbrochen wird. Manche von diesen sollen in der Regenzeit wirklich offen sein; jetzt aber waren sie alle durch einen förmlichen Wall von Sand abgesperrt. Die Wirkung der tropischen Sonne auf stagnirende Gewässer ist denn auch in einer unglaublichen Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation erkennbar, die für das Auge doppelt erquickend sind nach langem Marsche auf dem öden einförmigen Strand. Endlich nach $1\frac{1}{2}$ Stunden mühseligen Dahinschleppens sah ich etwas wie einen Felsen im Osten und nach einer weiteren Stunde bogen wir links in den Busch ein und erreichten eine kleine Stadt. Jenseits derselben ist ein etwas grösserer Fluss, der eine schmale Mündung hat. Sonderbarer Weise giebt es hier keine Canoes, und man muss durchwaten, obgleich das Wasser bis zur Brust reicht. Hier sah ich zum ersten Mal einen kleinen Alligator, etwa 10' lang, der sich am andern Ufer sonnte und, durch das Geräusch, das wir machten, erschreckt, sehr eilig sich in's Wasser stürzte. Ich kann nicht leugnen, dass ich eingermassen ängstlich wurde; aber die Eingeborenen versichern, dass diese kleinen Bursche niemandem etwas zu Leide thun. Vom Flusse hat man etwa eine Meile zu einem kleinen Felsencap, von welchem aus man in geringer Entfernung Half Bereby vor sich sieht. Half Bereby ist eine Stadt von mittlerer Grösse, auf dem Strande gebaut. Es ist ein guter Platz für Camholz und Reis. Unmittelbar davor ist die Brandung furchtbar; allein etwas östlich davon macht der Strand einen keinen Winkel, und da ausserdem mehrere Felsen die See brechen, so ist die Landung ziemlich gut. In Half Bereby wurde vor etwa sechs Jahren ein amerikanisches Schiff in derselben Weise behandelt wie das englische, von dem ich schon geschrieben, in Taboo; d. h. wegen einer Differenz zwischen den Eingeborenen und dem Capitain, von den ersteren angegriffen, geplündert und die Mannschaft ermordet. Nichts destoweniger nahm man mich sehr freundlich auf. Mein Wirth Ben Crauoë ist Head-trademan der Stadt und ein sehr reicher Mann. Man sagte mir, er habe 8 Sklaven, 7 Frauen und 31 Stück Rindvieh. Am nächsten Morgen führte er mich etwa $\frac{1}{2}$ Stunde in's Dickicht an einen Palmbaum, wo ich mich am frischen Wein stärkte. In Anbetracht seiner Liebenswürdigkeit und seiner hohen Stellung gab ich ihm ein aussergewöhnlich grosses Geschenk. Nach-

her erfuhr ich zu meinem Erstaunen, dass dieser anscheinend so friedliebende Mann der Haupträdelsführer bei der Plünderung des amerikanischen Schiffes gewesen war und den Capitain mit eigener Hand erschossen hatte! Spät am Vormittag machte ich mich auf den Weg nach Gran Bereby. Ich blieb daselbst eine Woche, während der ich noch einen zweitägigen Ausflug nach Tahou machte, 10 Meilen leeward. Leider konnte ich den Fluss San Pedro nicht besuchen. Bei Gran Bereby geht die Küste plötzlich 2 Meilen lang gerade N. und bildet eine wunderhübsche kleine Bai, deren Oeffnung nach O. etwa 1 Meile breit ist. Auf drei schroffen Vorgebirgen, die ziemlich gleich weit von einander entfernt sind, liegen die drei Städte von Gran Bereby; die Residenz des Königs ist auf dem höchsten dieser Caps, gerade an der Spitze der Bai. Unmittelbar dahinter ist der Berebyfluss mit einer schmalen Mündung, die jedoch vermöge ihrer geschützten Lage tief genug ist, grosse Boote hinein zu lassen. 3 Meilen diesen Fluss aufwärts ist noch eine kleine Stadt, die zu Gran Bereby gehört und die ich besuchte. Von der Stadt des Königs sah ich im N. eine gut bewaldete Hügelkette, in Form ihrer einzelnen Kuppen sehr ähnlich derjenigen, die ich von Bolobo aus gesehen hatte. Diese Waldregion soll das Camholz liefern. Der Boden bei Bereby selbst ist ungemein fruchtbar. Der Reis, der hier gebaut wird, ist weisser und hat ein grösseres Korn, als der am Cap. Hohe, prachtvolle Bäume wachsen dicht am Strande, und in der That ist diese Gegend wegen ihres Bauholzes berühmt. Bereby-Canoes werden im Cap Palmas $\frac{1}{2}$ mal theurer bezahlt, als die, welche dort gebaut werden. Ich hatte mir deshalb vorgenommen, hier eines zu kaufen und in demselben nach Cap Palmas zurückzureisen. Nach einigen Widerwärtigkeiten gelang es mir, ein recht gutes Canoe, welches im Stande ist 360 Pfd. Camholz oder 3 kleine Fässchen Palmöl zu laden, für einen mässigen Preis zu bekommen; nämlich: für 1 Flinte, 30 Pfd. Pulver, $1\frac{1}{2}$ Stück Baumwollenzeug (27 Yards), 3 Bar Tabak, 2 Gallons Rum. Freitag verliess ich Gran Bereby mit 5 Mann, kam jedoch bei Nacht in Bassa an, und da der Mond noch jung und der Himmel bewölkt war, war es stockfinster. Da mein Canoe in der Brandung umstürzte, so verlor ich eine Pistole, mein grosses Dolchmesser und vor allem eine Samen- und Fruchtsammlung, die ich in Bereby gemacht hatte. Nächsten Tag schlief ich in Rockbuckow im Hause des Schulmeisters, eines Colonisten, der von der Episcopal-Mission bezahlt wird. Ich fand hier das Erdreich ebenso fruchtbar als in Bereby, und da ich den ganzen Sonntag Vormittag hier blieb und einen langen Spaziergang in den Busch machte, war ich im Stande, meinen Verlust in Bassa theilweise zu ersetzen. Es giebt hier

ungemein viel wilde Früchte, ich zählte in etwa zwei Stunden fünf verschiedene Arten Beeren, von denen mehrere recht gut sind. Sonntag Nachmittag 5 Uhr kam ich wohlbehalten am Cap an. Nachgerade fängt die Küste an mich zu ermüden. Ich kenne sie nun zu beiden Seiten vom Cap Palmas in allem auf eine Ausdehnung von 90 See-Meilen ($22\frac{1}{2}$ deutsche) und es ist immer dieselbe Geschichte. Der mächtige Strand von gelbem Sand, durch nichts unterbrochen als gelegentlich ein Felsencap mit einer Negerstadt auf der Spitze, und in der Nähe gewöhnlich ein Flüsschen, das mühsam seinen Weg in den Ocean findet. Der geologische Bau ist überall derselbe; Aufschlüsse sind nur am Strande, und sind die Felsen durch die Wirkung des Wassers so unregelmässig über einander gethürmt als möglich: grosskörniger Granit mit rothem und Gneiss mit weissem Feldspath, sowie ein schwarzes feinkörniges Gestein, das wenig Quarz enthält und das mir früher nie vorgekommen ist. Bei Bereby sah ich einmal von all diesen Gesteinen eine Breccie mit einem thonigen Bindemittel, konnte aber leider kein Handstück bekommen. Der Senat vom Cap Palmas hat eine Prämie von 100 Dollars für denjenigen ausgesetzt, welcher in der Nähe Kalkstein findet. Aller Kalk kommt jetzt aus Hamburg, wahrscheinlich Rüdersdorfer. So kommen die Extreme der Welt zusammen.

10. December. — Meine beabsichtigte Expedition den Cavalley-Fluss hinauf ist etwas verzögert worden; da mein Vorrath an Baumwollenzug erschöpft war und hier in der Colonie alles furchtbar theuer ist, so musste ich die Ankunft eines Schiffes abwarten. Endlich nach langem Harren kam eine Bristol-Barke an, die Baumwollenzug brachte, und nachdem ich meine Vorbereitungen vollendet hatte, machte ich mich am 27. November auf den Weg. Meine Caravane war von beträchtlicher Stärke, theils wegen des Quantums Waaren, das ich mitnehmen musste, theils weil die Eingeborenen im Innern, selbst die am Flusse, nicht so geschickte Canoeleute sind, wie die an der Küste, und man hatte mir daher gerathen, meine Canoe-Mannschaft wenigstens zum Theil aus den letzteren zu wählen. Ich führte den Zug an, hinter mir kam mein „headman“ mit Flinte und Munitionstasche, dann meine 3 „Boys“ mit Tabak, Baumwollenzug, Rum, grossen Buschmessern, Thonpfeifen, Spiegeln etc. Statt vom Cap aus die Küste hinunter an die Mündung des Flusses zu gehen, zog ich vor, zu Lande nach Dina zu gehen und mich dort einzuschiffen, um Zeit und Geld zu sparen. Die Strecke bis Baraka, welches halbwegs ist, war mir schon von früher bekannt, da indessen die Brücke über den Mangrove-Sumpf unpassirbar ist, mussten wir diesmal die andere Strasse wählen, welche durch die amerikanische Colonie führt. Jenseits

derselben passirt man in kurzen Zwischenräumen die drei Arme, in welche sich der Fluss spaltet, auf Baumstämmen, dann führt der Weg $1\frac{1}{4}$ Stunde lang durch dichtes Gebüsch mit gelegentlichen Wasseransammlungen in den Bodensenkungen, und endlich kommt man an einen prachtvollen Hochwald. Indessen fangen hier die Leiden des Fussgängers erst recht an; armsdicke Baumwurzeln bilden gleichsam ein Pflaster auf dem Fusspfad, alle Augenblicke liegt ein enormer Baumstamm quer über denselben, und es ist charakteristisch für die Denkungsart der Eingeborenen, dass sie lieber tausendmal in ihrem Leben hinüberklettern, als einmal sich ein Herz fassen und diese Hindernisse hinwegräumen. So geht es fort etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden; bald nachdem man den Hochwald verlassen hat, sieht man in der Entfernung Wadjuka vor sich. Während wir durch den Wald marschirten, hörten wir häufig ein Geschrei, wie von einer Anzahl Negerweiber, die sich um etwas streiten. Dies sind die sogenannten Baboons, Affen, die 4—5 Fuss hoch werden und zuweilen Kinder ergreifen und wegschleppen sollen. Meine Leute waren alle so müde, dass mein Beschluss, in Wadjuka über Nacht zu bleiben, mit Freuden vernommen wurde; bald indess brachte der alte Bodiâ, in dessen Haus ich eingekehrt war, einen Topf Palmwein, und dieser wirkte Wunder uns wieder herzustellen. Den Abend brachte ich damit zu, meine alten Bekannten wieder zu besuchen, sowie den Frauen zuzusehen, die gerade ein grosses Tanzfest feierten. Es waren dazu Zuschauer aus allen umliegenden Dörfern gekommen und sie schienen sich ausserordentlich zu amüsiren. Allein für unsern Geschmack hat diese Art des Tanzes etwas Widerliches: 30—40 Frauen, darunter alte runzelige Negerweiber, in der albernsten Art herausgeputzt, im Gänsemarsch beständig um den Tanzplatz herumlaufen oder besser kriechen zu sehen. Sie halten nämlich die Beine weit auseinander, die Füsse nach Innen, die Kniee gebogen, und watscheln nun in möglichst kurzen Schritten, wobei sie die Hände nach vorn halten und mit dem ganzen Körper wackeln. Wer am besten wackeln kann, ist die beste Tänzerin. Manche (die Frauen reicher Leute) haben den ganzen Leibgurt mit Glöckchen behangen, die durch das Wackeln beständig läutend erhalten werden.

Den 28. November bei Sonnenaufgang verliessen wir Wadjuka, kamen um 7 Uhr nach Baraka und frühstückten daselbst. Jenseits Baraka ist der Weg eine halbe Stunde lang ausgezeichnet, gänzlich frei von Gebüsch, trocken, breit und bequem. Vor uns war eine Anhöhe, von der ich eine Aussicht zu haben hoffte, allein von der Spitze derselben fing wieder das dichte Gebüsch an und der Weg war schlechter als je. Ich hielt eine Weile in Brooka (Brûka), einer kleinen zu Baraka gehörigen Stadt, mehr

um mich auszuruhen, als um zu Mittag zu essen, an, obgleich meine Leute es sich tüchtig schmecken liessen. Von Brookka brachte uns ein $\frac{3}{4}$ stündiger Marsch nach Quiduka, welches die Hälfte Weges nach Dina ist. Hier war ich so glücklich ein afrikanisches Kunstproduct aufzutreiben und zu erstehen: eine zwei Fuss hohe weibliche Figur, die in Holz geschnitten und mit Camholz roth gefärbt ist. Ich zahlte dafür 1 Faden Baumwollenzeug, 1 Cutlass, 1 Bar Tabak und 2 Thonpfeifen. Die Nacht brachte ich beinahe schlaflos zu und war froh, als der Tag anbrach und wir uns zum Abmarsch bereiteten. Wir hatten die Grenze des Seabo- und Barabo-Landes zu passiren, und zwischen den Gebieten zweier verschiedener Stämme sind die Strassen immer ganz besonders schlecht. Ausserdem ist jetzt die Tanzsaison nach der Ernte und vor der neuen Saat, während welcher Alles faulenzet und die Pfade förmlich zuwachsen lässt. Nachdem wir die erste kleine Stadt auf dem Barabo-Gebiet passirt hatten, wurde der Charakter der Landschaft etwas interessanter; nach einer halben Stunde kamen wir an einer kleinen Stadt vorbei, die wenigstens 2—300 Fuss hoch auf einem steilen Berge liegt. Etwas weiter hat man einen ähnlichen doch weniger hohen Berg zu ersteigen, auf dessen Spitze wir uns einige Zeit ausruhten. In NO., etwa $\frac{1}{4}$ Stunde entfernt, liegt Dina, und dahinter sieht man zwischen den Bäumen den Fluss glitzern. Ich labte mich an einer gelben Beere, die hier in Menge wuchs; sie hat genau die Gestalt einer Hagebutte; der Samen ist der essbare Theil und schmeckt angenehm säuerlich, wie eine halbreife Maulbeere. In Dina angelangt, sah ich mich gleich nach einem Canoe um, indessen hatte ich bedeutende Schwierigkeit ein solches zu bekommen. Endlich gab ich den beiden einflussreichsten Leuten der Stadt $\frac{1}{2}$ Quart Rum per Mann, und keine Viertelstunde nachher rief mich einer derselben an den Fluss hinunter und präsentirte mir ein ziemlich grosses Canoe, das er zu meinem Gebrauch bestimmte. Als ich in die Stadt zurückkam, brachte mir ein Mann eine Blechbüchse, in welcher, wie er sagte, Gold sei, das er jenseits der Fälle am Flusse gefunden habe. Es fand sich indess, dass es nur krystallinischer Sand war, den er offenbar ausgesucht hatte, denn er bestand ausschliesslich in wasserhellen Quarzstücken, Amethysten, Chrysolithen und kleinen Stücken gelben Topases. Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, dass diess kein Gold sei, aber er glaubte offenbar, ich wolle ihn betrügen und sage nur so, um es billig zu kaufen. Er verlangte dafür 1 Flinte, 1 Fass Pulver, 2 Stück Zeug u. s. w. in der festen Ueberzeugung, es sei Gold. — Meine Hand war so geschwollen und entzündet, dass ich ernstlich daran dachte, nach Cap Palmas zurückzukehren, allein einmal fürchtete ich

mich lächerlich zu machen, und dann hatte mich der Sand, den der Mann für Gold hielt, mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt, wenn auch nicht gerade Gold, so doch wenigstens interessante Mineralien zu finden. Ich beschloss also auszuharren. Inzwischen hatte mich mein Headman zum Abendtisch gerufen; ich ging in's Haus und gross war mein Erstaunen und Entsetzen, als man mir den Reis in einem ächten europäischen Nachttopf servirte. Ich protestirte gegen die Zumuthung, daraus zu essen, aber man versicherte mir hoch und theuer, dies sei die einzige Art, in welcher man hier besagtes Geschirr benütze, es sei so reinlich und appetitlich wie ein Teller, so dass ich zuletzt nachgab und mich fügte. — Am 30. November, Morgens, liess ich mein Canoe in aller Eile laden, musste aber doch so lange auf's Frühstück warten, dass es 10 Uhr wurde, ehe wir fort kamen. Die hohen Bäume zu beiden Seiten schlossen den Fluss wie zwei Mauern ein; kein Luftzug war fühlbar, dabei stand die Sonne beinahe senkrecht über uns, und die Schmerzen in meiner Hand liessen nicht nach; dieses Alles brachte keinen sehr angenehmen Gesamteffect hervor. Der Fluss ist oberhalb Dina nur etwa halb so breit, wie unten bei Hidia, aber wenigstens eben so tief. 100—200 Fuss hohe Hügel treten zuweilen dicht an den Fluss heran, halten sich jedoch meist im Hintergrund. Die Ufer sind überall steil, gewöhnlich harter Lehm, gelegentlich Fels, immer aber dicht mit Vegetation bedeckt. Das Wasser ist jetzt im Fallen; die Ufer sind 4—6 Fuss hoch, in der Regenzeit sollen sie jedoch überschwemmt sein. Beide Ufer haben das Ansehen eines dichten Waldes, je weiter man aber den Fluss hinaufgeht, desto weniger üppig ist die Vegetation; namentlich wird das Unterholz dünner, die prachtvollen Pflanzen, die ich in der Nähe von Dimalu und Hidia gesehen habe, fehlen ganz. Auch das Schöne kann auf die Dauer ermüden, und als wir so stundenlang auf der spiegelglatten Wasserfläche dahin ruderten, und nichts zu sehen war, als immer Wald, da konnte ich nicht umhin, zu denken, wie ganz anders malerisch eine Fahrt auf der Donau, Elbe oder Themse ist, mit der beständigen Abwechslung von Flur, Wiese, Wald, Dorf.

Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags langten wir in Wishuka an, wo wir die Nacht blieben. Wishuka liegt, wie alle Städte auf diesem Theil des Flusses, an der Mündung eines Baches. Nur an solchen Stellen nämlich ist in der trockenen Jahreszeit eine Landung möglich, wegen der Steilheit der Ufer. Vom Landungsplatz steigt man einen steilen Hügel hinauf, auf welchem die Stadt liegt. Nach den gewöhnlichen Empfangs-Scenen spazierte ich an das andere Ende der Stadt und sah zu meiner unaussprechlichen Freude gerade vor mir einen Kegelberg und etwas links einen

Sattelberg, die ich beide sofort wieder erkannte; es waren dieselben, die ich vor 6 Wochen von Bolobo aus gesehen hatte. Damals vermuthete ich, zufolge der Richtung des Cavallyflusses, dass derselbe nicht weit jenseits derselben vorbeifliessen müsse; ich fragte die Eingeborenen darüber, allein diese schworen hoch und theuer, man könne in der Richtung jener zwei Berge den Cavallyfluss nie erreichen. Welche Ursache sie hatten, mich zu täuschen, weiss ich nicht, aber man sieht daraus, wie wenig den Mittheilungen der Eingeborenen, namentlich derer, die an Ort und Stelle leben, zu trauen ist. Die Angaben meines Cap Palmas-Mannes fand ich immer correct, obgleich natürlich seine Kenntniss beschränkt ist. Ich erkundigte mich nun hier nach der Strasse nach Bolobo und man versicherte mir, man könne über Mannadu, Tibaka in 2—3 Stunden erreichen. Tibaka ist nur 4 Seemeilen von Bolobo entfernt. Nach dem Abendessen schnitt ich meine Hand auf, und obgleich nur wenig Eiter und Blut herauskam, fühlte ich mich doch etwas erleichtert. Ich hoffte die Nacht einmal wieder schlafen zu können, aber da wurde nichts daraus; ich war kaum eingeschlafen, als ein unglaublicher Lärm mich weckte. Auf Befragen belehrte mich mein Headman, diess sei eine Ehrenbezeugung, und in der That sah ich durch eine Ritze in der Thüre 10—20 Leute vor dem Hause aufgestellt, die auf allen möglichen barbarischen Instrumenten spielten, dazu sangen, während andere den Takt dazu schlugen. Ich hoffte, dies „Ständchen“ werde bald zu Ende sein, allein sie müssen sich abgelöst haben, denn der Skandal dauerte bis kurz vor 3 Uhr Morgens. Wir verliessen Wishuka gegen Mittag; unsere Gesellschaft war noch um einen Mann, durch den Sohn des Bodia, gewachsen. Dieser Kerl hatte eine förmliche Zuneigung zu mir gefasst, folgte mir auf Schritt und Tritt und bat um Gotteswillen, ich solle ihn doch mit mir nach „white man country“ nehmen. Der Bursche war aber einen halben Kopf grösser als ich und hatte Schultern wie ein Hercules. Hätte ich ihn genommen, er hätte mich in den ersten acht Tagen arm gefressen. Um ihn zu beschwichtigen, nahm ich ihn mit für die Dauer meiner Flussreise. Das Aussehen des Flusses war ziemlich dasselbe wie den Tag vorher. Je weiter wir flussaufwärts kamen, desto häufiger wurde das Federwild sichtbar. Ich war nicht im Stande meine Flinte zu handhaben, und so liess ich Quënh schiessen. Glücklicherweise sind die Vögel so zahm, dass sie uns manchmal auf 20 Schritte herankommen liessen. So gelang es ihm binnen 3 Stunden über ein Dutzend zu schiessen, manche so gross wie Enten. Sie waren aber meist entsetzlich zäh, wie ich beim Abendessen bemerkte. Nach zweistündiger Fahrt kamen wir an eine Biegung des Flusses gen N.

zu W., und als wir um die Ecke herum waren, lag in all seiner Pracht der Yanghiero vor uns. Ich hatte, seit wir die Berge von Wales aus dem Gesicht verloren, nichts mehr gesehen, das wirklich den Namen Berg verdient hätte, kein Wunder also, dass ich vor Freude ausser mir war. Der Yanghiero ist ein stumpfer Kegelberg auf dem rechten Ufer des Flusses. Er ist bei klarem Wetter von der See aus sichtbar, und wurde von britischen Officieren von da aus gemessen; seine Höhe beträgt 1090 Fuss. Er ist bis an die Spitze mit Grün bedeckt, nur an dem Abhang nach dem Fluss zu ist eine Reihe grauer und schwarzer Flecken bemerkbar, wahrscheinlich Felsen. Durch eine andere Biegung verloren wir ihn aus dem Gesicht, bald aber tauchte er wieder auf, und wir legten gleich darauf an einer Stadt auf dem rechten Ufer an, und gingen an's Land. Es war mir nicht recht klar, warum wir hier landeten, da es wenigstens noch zwei Stunden Tag war und wir also bequem hätten die Berge erreichen können. Bald aber wurde ich es zu meinem Schaden gewahr, dass die drei nächsten Städte von Jôka aufwärts einen Bund geschlossen hätten, keine Canoes durchzulassen, die von dem untern Fluss heraufkommen. Sie verlangen 4 Faden Zeug für eine Kroo Oel, und haben sich verpflichtet, so lange dieser Preis nicht bezahlt wird, keinen Handel mehr zu treiben, sowie auch den Handel mit dem oberen Fluss unmöglich zu machen. Die Händler von der Küste andererseits können diesen Preis nicht zahlen und rächen sich dadurch, dass sie die Zufuhr von Salz abschneiden. Dies ist der Stand der Angelegenheit seit zwei Monaten, und es fragt sich nur wer länger aushält. Schliesslich werden die Händler siegen, da sie möglicherweise Palmöl und Camholz entbehren können, die andere Partie aber Salz haben muss. So lange aber ihr Vorrath an Salz reicht, werden sie gewiss nicht nachgeben. Dies waren schlechte Nachrichten für mich. Wäre ich bei Kräften gewesen, so hätte ich es darauf ankommen lassen. Nachdem, was ich von der Kriegführung der Eingeborenen weiss, bin ich überzeugt, dass eine Ladung aus meiner grossen Flinte eine ganze Canoemannschaft kampfunfähig machen würde. Unter den Umständen jedoch hatte ich kein anderes Mittel als Geschenke zu machen, ein Palaver zusammen zu rufen und zu versuchen, was Ueberredung vermag. Ich traf Vorbereitungen dazu, allein gegen Abend wurde meine Hand so entzündet, der Arm bis zum Ellenbogen fing an zu schwellen und wurde so fieberisch, dass ich nicht umhin konnte, den unfreiwilligen Aufenthalt hier als einen Wink der Vorsehung anzusehen, und beschloss, nach dem Cap zurückzugehen und mich zu pflegen. Am Sonntag, Morgens 6 Uhr, trat ich daher meine Fahrt den Fluss hinunter an. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich in Dina und Abends

8 Uhr in Dimalu. Ich schickte einen Boten an Bischof Payne mit der Bitte, am nächsten Morgen mir eine Hängematte zu senden. In dieser liess ich mich am folgenden Tage nach Graway tragen, hier aber fand ich zu meinem Schrecken, dass die Lagune leer war; die Düne war aufgebrochen. Da ich die Hängematte schon zurückgeschickt hatte, musste ich zur See gehen, was natürlich wieder mit einem unfreiwilligen Bade verbunden war. Am 3. December Nachmittag kam ich hier nass, zerrissen und schmutzig an. Ich hatte 8 Tage lang meine Kleider nicht vom Leibe gehabt und keine Nacht ordentlich geschlafen.

Diess ist meine erste Expedition in Afrika, die gänzlich missglückte. Seit der Zeit habe ich hier ein trauriges Leben geführt; leider habe ich kein Zutrauen zu unserm schwarzen Doctor. Glücklicherweise kam Sonnabend ein amerikanisches Kriegsschiff hier an, dessen Arzt ich sogleich consultirte. Er beruhigte mich darüber, dass das Geschwür nichts Bösartiges habe und versicherte, es werde bald heilen. Er betrachtete es als eine Akklimatisation, da ich das Fieber nicht gehabt habe. Inzwischen kommen nun auch an vielen andern Stellen kleine Geschwüre heraus, und es giebt kaum eine Stelle auf meinem Körper, die mir nicht weh thut. Eines davon ist auf dem Daumen meiner rechten Hand und hat sich über Nacht sehr entwickelt. Ich schliesse deshalb den Brief und verspare die Beschreibung einer Revolution am Cap Palmas, die jetzt im Werden ist und wahrscheinlich mit dem Siege des Gouverneurs enden wird, auf meinen nächsten Brief.

XIX.

Einiges über die Schmick'sche Theorie periodischer säcularer Schwankung des Meeresspiegels auf der Nord- und Südhalbkugel der Erde.

Von Baron N. Schilling in St. Petersburg.

Die von Dr. Schmick in mehreren höchst interessanten Schriften*) aufgestellte Theorie über das periodische bedeutende Schwanken des Meeresspiegels regt viele andere mit dieser Theorie im engen Zusammenhänge stehende Fragen an, welche wohl einer

*) Die Umsetzungen der Meere und die Eiszeiten der Halbkugeln der Erde, ihre Ursachen und Perioden. Köln (Du Mont-Schauberg) 1869. — Thatsachen

genaueren Untersuchung werth sein dürften. In der Hoffnung, dass der Austausch verschiedener Meinungen dazu beitragen könne, diese Fragen näher zu erläutern und zu neuen Forschungen anzuregen, möchte ich hier einiges mittheilen, was sich mir beim Lesen genannter Schriften aufgedrängt hat.

1) Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass die reichen Inseln der südlichen Hemisphäre meist Ueberreste früherer Continente sind, während ein grosser Theil des Festlandes der nördlichen Hemisphäre erst unlängst (im geologischen Sinne) aus dem Meere aufgetaucht scheint. Stellweise geschieht dieser Wechsel zwischen Trockenlage und Seebedeckung offenbar durch örtliche Hebungen und Senkungen des Bodens, hauptsächlich wohl durch locale chemische Vorgänge in der Erde; aber das allgemeine Sinken des Festlandes der einen Hemisphäre und das Steigen in der anderen ist doch so auffallend, dass das periodische Steigen und Fallen der Meeresoberfläche in beiden Hemisphären mehr als wahrscheinlich erscheint. Nur durch diese periodischen Schwankungen des Meeresspiegels, scheint mir, kann man die Entstehung der Eiszeiten genügend erklären; doch glaube ich nicht den so sehr bedeutenden Temperaturwechsel der Wärmezonen dem zuschreiben zu können, dass die Erde die eine Hälfte ihrer Laufbahn etwas langsamer zurückgelegt als die andere, und die Declination der Sonne dadurch etwas länger der einen Hemisphäre als der anderen zufällt. Man muss dabei nicht vergessen, dass die Erde die eine Hemisphäre (zur jetzigen Zeit die nördliche und wärmere) etwas länger der Sonne zuwendet, während sie sich in der grössten Entfernung von der Sonne befindet. Mir scheint, dass die Umsetzung der Meere schon an und für sich die Versetzung der Wärmezonen bedingt.

Denken wir uns den Meeresspiegel der nördlichen Hemisphäre um so viel gehoben, dass der grösste Theil des nördlichen Europa und Asien überschwemmt wäre und dass die Küste des Polarmeeres bis zum 60. oder gar 50. Breitengrade reichen würde. Das Polareis würde in diesem Falle von den einzelnen nördlicher

und Beobachtungen zur weiteren Begründung seiner neuen Theorie und einer Umsetzung der Meere durch die Sonnenanziehung und eines gleichzeitigen Wechsels der Eiszeiten auf beiden Halbkugeln der Erde. Görlitz (E. Bremer) 1871. — Die neue Theorie periodischer säcularer Schwankungen des Seespiegels und gleichzeitiger Verschiebung der Wärmezonen auf Nord- und Süd-Halbkugeln der Erde. Münster (Ad. Russel) 1872. — Das Fluthphänomen und sein Zusammenhang mit den säcularen Schwankungen des Seespiegels, Untersuchungen auf Grund neueren und neuesten Materials. Leipzig (K. Scholtze) 1874. — Die Aralo-Kaspi-Niederung und ihre Befunde im Lichte der Lehre von den säcularen Schwankungen des Seespiegels und der Wärmezonen. Leipzig (K. Scholtze) 1874.

gelegenen Inseln (vielleicht Skandinavien und andere höher gelegene Orte) wenig behindert bis zum 50. und 60. Breitengrade getrieben werden, und würde sich an diesen nördlichen Küsten des Continentes trotz der geringen Breite bedeutend anhäufen, wie wir dies jetzt an den Küsten Sibiriens, Novaja Semlas, Grönlands und vieler anderer sehen. *)

Selbstverständlich würde der Einfluss solcher Eisverhältnisse sich weit bis ins Innere des Continentes fühlbar machen. Wenn die nördliche Küste des jetzigen Deutschlands Jahr aus Jahr ein von grossen Eismassen bedeckt bliebe, so würden sich wohl die Gletscher der Alpen bald nicht nur auf der Nordseite**), sondern sogar auf der Südseite bis tief in die Ebene erstrecken. Es scheint mir also, dass die Eiszeit sich von selbst erklärt, sobald wir uns den Meeresspiegel bedeutend gehoben denken.***)

Wenn nun die Geologen meistens nachweisen, dass die Versetzung der eratischen Blöcke und überhaupt das Geschiebe der neueren Bildungen hauptsächlich durch Gletscher und nicht durch treibendes Meereis entstanden seien, so widerspricht dieses doch gar nicht meiner Voraussetzung. Bei allmählichem Fallen des Meeresspiegels bildeten die höher gelegenen Stellen des Meeresbodens bald Untiefen, auf welchen die bedeutenderen Eisblöcke zuerst zeitlich strandeten und darauf etwas abgethaut und vom übrigen Eise gedrängt über die Untiefen rutschten, wobei jedesmal das Gestein einer bedeutenden Reibung ausgesetzt wurde. Bei noch grösserem Fallen des Meeresspiegels blieben diese Stellen schon beständig von gestrandetem Meereis bedeckt, welches gleich den Gletschern durch Druck nachfolgenden Eises doch eine langsame Bewegung über die Untiefen haben musste. Bei fortwährendem Fallen der Wasseroberfläche bildeten sich vereiste Inseln, welche allmählich an Höhe und Umfang zunahmen und wohl noch sehr lange nach dem Auftauchen aus dem Meere von Eis bedeckte Gebiete bildeten, und die, weil die Temperatur der ganzen Hemisphäre nur sehr allmählich zunehmen konnte, späterhin von Gletschern bedeckt sein mussten.

*) In der südlichen Hemisphäre wird auch jetzt Treibeis nicht selten in der Breite von 40° gefunden.

**) Auf der Nordseite mögen sich wohl die Gletscher bis zur damaligen Küste erstreckt haben.

***) In der südlichen Hemisphäre treffen wir ausser dem antarctischen Continente keine Küsten, an denen das Eis sich dauernd anhäufen würde, und trotzdem kühlt das Polareis die Temperatur der ganzen Hemisphäre doch so sehr ab, dass z. B. auf den Kerguelen-Inseln, gegen 50° S. Br., nach Beobachtungen des Frhrn. von Reibnitz im Februar (also im dortigen Hochsommer) die Temperatur Mittags bei wolkenlosem Himmel nur 6° C. betrug, wobei die höher gelegenen Theile der Inseln von Schnee und Eis bedeckt waren.

Es scheint also, dass ein jedes Land, nachdem es aus dem Meere auftauchte, noch sehr lange von Gletschern bedeckt blieb, welche nur langsam abthauend sich von der Küste ins Innere auf die höher gelegenen Punkte zurückzogen, bis sie endlich ganz weichen mussten. Es kann uns daher nicht wundern, wenn diese Gletscher alle an der Oberfläche des Landes befindlichen Ueberreste der Meeresbildung so zu sagen abgeschunden haben und wir meistens nur an den Küstenlinien Ueberreste einer neueren Meeresbildung finden.

Wenn nun zuweilen vorkommt, dass Meeresmuscheln neuerer Zeit sogar auf alten Gletscher-Ablagerungen liegen, so muss man nicht vergessen, dass mächtige Gletscher sich an einer wenig tiefen Küste weit ins Meer hinein vorschieben können, und sich die Muscheln also schon nach Abthauung des Gletschers abgesetzt haben. Uebrigens mögen an sehr vielen Stellen locales Senken und Steigen des Bodens dazu gekommen sein*), so dass die aus complicirten Ursachen entstandenen Erscheinungen sehr schwer vollkommen zu erklären sind.

Ich wollte hiermit nur andeuten, dass die periodische Umsetzung der Meere aus einer Hemisphäre in die andere eine schon an und für sich vollkommen genügende Erklärung für die Eiszeit giebt.

2) Aus obengesagten Gründen glaube ich zwar, dass die von Dr. Schmick sehr sinnreich aufgestellte Theorie der periodischen Ansammlung des Meerwassers in den verschiedenen Hemisphären ganz richtig ist, muss aber gestehen, dass ich die Erklärung dieser Erscheinung nicht ganz verstehe.

Wie ich schon in meiner Brochure über die beständigen Strömungen in der Luft und im Meere nachgewiesen habe, kann die Verschiebung des Schwerpunktes der Erde auf theoretischem Wege durch eine stärkere Flutherhebung des Meeres nicht erklärt werden, weil das Wasser sich genau um so viel hebt, als es durch Sonnen- und Mond-Anziehung von seinem Gewichte verliert. Kurz, die höhere, aber aus leichtem Wasser bestehende Säule der Fluth übt genau denselben Druck aus, als die niedrigere, aber aus schwerem Wasser bestehende Säule der Ebbe. Es wird dadurch also nur das Centrum der Figur, aber nicht der Schwer-

*) So z. B. steigen in Schweden und Norwegen todte Schalen jetzt noch lebender Muscheln des Atlantischen Oceans weit von der Küste bis 600 Fuss Höhe hinauf. In Curland ziehen sich solche Muschellager über alte Torfmoore der Diluvialzeit vom Strande ins Land hinein und sind meist vom Dünensande bedeckt. Solche Gegenden sind wahrscheinlich durch zufällige Gründe der Vergletscherung entgangen, oder auch ganz besonders starken localen Senkungen und Steigungen ausgesetzt gewesen.

punkt verrückt. Da nun das Verschieben des Schwerpunktes der Erde durch die Anziehung des Mondes und der Sonne nicht stattfinden kann, so ist auch kein theoretischer Grund einer solchen Verschiebung in der Richtung der Erdaxe vorhanden. Eine solche Verschiebung des Schwerpunktes der Erde muss aber zugelassen werden, wenn die Theorie der periodischen Schwankungen des Meeresspiegels in den verschiedenen Hemisphären richtig sein soll. Den einzigen, aber freilich sehr geringen Grund für die Schwankungen des Schwerpunktes der Erde sehe ich nur darin, dass die Fluth gewöhnlich etwas verspätet eintritt und noch nicht verlaufen ist, wenn der Grund der Erhebung des Wassers schon zum grossen Theil verschwunden, das zeitlich leichter gewordene Wasser also schon wieder schwerer geworden ist, als seine Erhebung das bedingt, bevor es Zeit hat, seinen gewöhnlichen Stand einzunehmen. Aus diesem Grunde könnte sich der Schwerpunkt der Erde wohl unbedeutend nach der Richtung der höheren Fluth hin verschieben, und würde, indem die Fluthspitze sich längs der Parallele fortbewegt, eine kleine, sehr flache Spirale um die Erdaxe beschreiben, und so periodischen Schwankungen längs derselben unterworfen sein.

Diesem Grunde mag es denn wohl auch theilweise zuzuschreiben sein, dass der von Dr. Schmick angeführte selbstregistrirende Fluthzeiger in Sydney die mittlere Höhe des Meeresniveaus dann erhoben zeigte, wenn die Sonne und der Mond in südlicher Declination waren. Doch muss hier bemerkt werden, dass der Fluthzeiger das Maass der Erhöhung des Niveaus wohl bedeutend übertrieben hat. Der Fehler liegt offenbar darin, dass man allgemein annimmt, die Fluth steige ebenso viel, als die Ebbe sinkt, und dass das Mittel zwischen diesen beiden Zahlen die mittlere Höhe des Meeresniveaus sei. Dieses ist aber nicht richtig, denn die Fluth muss nach der Theorie (s. meine „Theorie der beständigen Meeresströmungen p. 41) mehr steigen, als die Ebbe fällt*), und

*) Um uns die Sache deutlicher zu machen, wollen wir annehmen, dass die Spitzen des Fluthelipsoides sich an den Polen befinden (was freilich nie eintreffen kann). In diesem Falle würde die Fluth sich von den Polen bis zum 45. Breitengrade erstrecken, die Ebbe aber den ganzen Raum zwischen dem nördlichen und südlichen 45. Parallelkreise einnehmen. Das heisst auf den 45. Parallelkreisen wäre der gewöhnliche Wasserstand. Polwärts von diesen Linien wäre das Wasser über den gewöhnlichen Stand erhöht, mit der grössten Hebung an den Polen. Der ganze Gürtel zwischen den beiden 45. Parallelkreisen hätte aber einen niedrigeren Wasserstand als gewöhnlich mit der grössten Senkung des Meeresspiegels am Aequator. Da nun der Flächenraum des Ebbegürtels bedeutend grösser ist als derjenige Flächenraum, welchen die Fluth einnimmt, die Wassermasse, welche vom grossen Raum auf den kleinen verflossen ist, aber dieselbe ist, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, dass

der Nullpunkt der Hafenpegel steht also im Allgemeinen etwas höher, als er stehen sollte. Treten nun höhere Fluthen ein, so muss dieser Fehler wachsen und der Fluthzeiger höhere mittlere Wasserstände angeben als gewöhnlich. Dieses muss für die geringeren Breiten, welche direct der Wirkung der Sonnen- und Mondanziehung unterworfen sind, durchaus richtig sein. In höheren Breiten, als z. B. im englischen Canal, wo die Fluth nach der Theorie sehr unbedeutend sein sollte und also nicht durch directe Wirkung der Mondanziehung entsteht, sondern eine durch Wellenbewegung erzeugte Fortpflanzung der tropischen Fluth ist, wäre es wohl möglich, dass das Gesetz der Wellenschwankungen, d. h. gleiche Erhöhung und Senkung des Spiegels, das Uebergewicht erlangt. Auf jeden Fall wäre es sehr zu wünschen, dass dieses, wie auch die Frage über die Verschiebung des Schwerpunktes der Erde genaueren Untersuchungen unterzogen würde.

3) Es ist schon öfter bemerkt worden, dass der Einfluss, welchen die Sonne auf die Flutherscheinungen ausübt, bedeutender sei, als dies der Theorie nach sein sollte. Das heisst, anstatt dass die Sonnen- zur Mondstörung sich verhalte wie 1 : 2,5, so hat Professor Stahlberg dieses Verhältniss wie 1 : 1,9 bestimmt. Dr. Schmick erklärt diese Erscheinung (die Aralo-Kaspi-Niederung p. 91) dadurch, dass die Anziehungsstrahlen der Sonne als vom grösseren Körper zur kleineren Erde convergiren. Diese Erklärung scheint nicht ganz einleuchtend, da wir doch nach den Gesetzen der Mechanik die gesammte Wirkung aller auf einen Körper wirkenden Kräfte durch eine Kraft ausdrücken können, welche in diesem Falle als aus dem Centrum der Sonne ausgehend betrachtet werden kann.

Sollte folgende Erklärung für die Verstärkung der Sonnenfluth nicht vielleicht richtiger sein?

Wie bekannt, unterliegt die Erde, während sie ihre Laufbahn um die Sonne beschreibt, zweien ziemlich gleich grossen Kräften: der Anziehungskraft der Sonne und der Centrifugalkraft. Wenn diese beiden Kräfte immer genau gleichblieben und die übrigen Himmelskörper nicht störend einwirkten, so würde die Erde genau einen Kreis um die Sonne beschreiben. Nun aber nimmt die Geschwindigkeit der Erde jedesmal zu, sobald sie sich der Sonne nähert, und mit wachsender Geschwindigkeit vergrössert sich auch die Centrifugalkraft im Verhältnisse zum Quadrat der Geschwin-

dieselbe Masse auf dem kleineren Raume eine höhere Schichte einnehmen muss als auf dem grösseren, oder mit anderen Worten, dass die Fluth mehr steigt, als die Ebbe fällt.

digkeit und im umgekehrten Verhältnisse zur Entfernung von der Sonne. Die zunehmende Centrifugalkraft zwingt bald die Erde, sich von der Sonne etwas zu entfernen, wodurch die Geschwindigkeit und mit ihr die Centrifugalkraft wieder abnimmt, bis sie kleiner als die Anziehungskraft wird und die Erde wieder anfängt sich der Sonne zu nähern. Kurz, durch die Schwankungen der Centrifugal- und Centripetalkraft wird die Excentrität der Erdbahn bedingt.

Die Centrifugalkraft ist eine Grösse, welche leicht gefunden wird, wenn man das Quadrat der Geschwindigkeit durch die Entfernung vom Centrum dividirt. Sie hängt also hauptsächlich von der Geschwindigkeit ab. Da nun aber die Erde ausser der fortschreitenden Bewegung sich noch um ihre Axe dreht, und zwar so dreht, dass die Punkte der Erdhälfte, welche von der Sonne abgewandt ist, sich in der Richtung der Erdbahn bewegen, und also die Drehungsgeschwindigkeit die fortschreitende vergrössert, während die Punkte, welche auf der zur Sonne gewandten Erdhälfte liegen, sich in entgegengesetzter Richtung zur Bewegung des Erdcentrums drehen und folglich die fortschreitende Bewegung verringern, wechseln die verschiedenen Punkte der Erdoberfläche beständig die Geschwindigkeit, mit welcher sie in der Erdbahn vorrücken, und müssen also auch bald einer grösseren, bald einer geringeren Wirkung der Centrifugalkraft ausgesetzt sein. (Hier ist natürlich nur von der Centrifugalkraft der Erdbahn und nicht von der durch die Drehung um die Axe hervorgerufene die Rede.) Der von der Sonne entfernteste Punkt der Erdoberfläche erlangt die grösste Geschwindigkeit, welche der Summe beider Geschwindigkeiten, d. h. der fortschreitenden und der Drehungsgeschwindigkeit gleich ist, und die Centrifugalkraft dieses Punktes ist $= \frac{(V+v)^2}{R+r}$, während die des Centrums der Erde $\frac{V^2}{R}$ und die des Punktes der Erdoberfläche, welcher sich der Sonne am nächsten befindet $= \frac{(V-v)^2}{R-r}$ *) ist, weil die Geschwindigkeit dieses Punktes der Differenz zwischen der fortschreitenden und der drehenden Geschwindigkeit der Erde gleicht. Aus diesen Formeln ist es leicht zu ersehen, dass alle Punkte der von der Sonne abgewandten Erdhälfte einer grösseren Centrifugalkraft unterworfen sind als das Centrum; dass sie also die Tendenz besitzen müssen, sich von der Sonne zu entfernen. Die Theilchen der zur Sonne gewandten Erdhälfte sind im Gegentheil einer geringeren Centri-

*) Hier bedeutet V die fortschreitende Geschwindigkeit des Erd-Centrums in der Erdbahn, v die Drehungsgeschwindigkeit der Erdparallele, welche der Sonnendecination entspricht, R die Entfernung des Centrums der Erde von dem der Sonne, r den Radius der Erde.

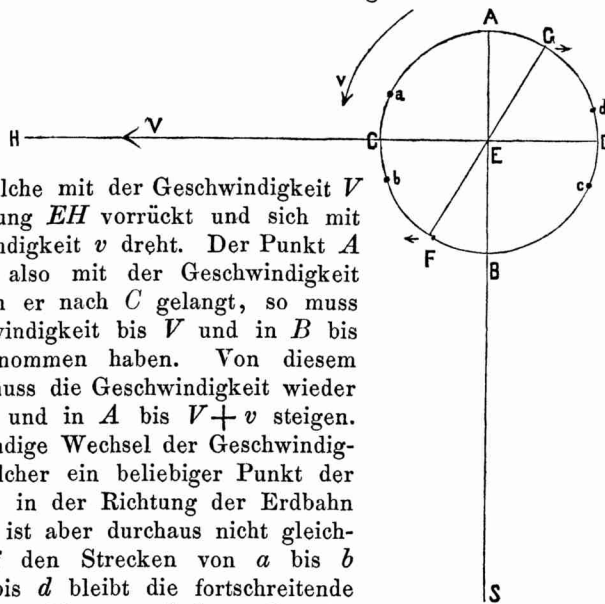
fugalkraft unterworfen als das Centrum, müssen also die Tendenz haben, sich der Sonne zu nähern. In beiden Fällen werden Wasser und Luft diesen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade folgen müssen und dadurch dazu beitragen, das Fluth-ellipsoid der Sonne etwas zu verlängern.

Die regelmässigen täglichen Schwankungen des Barometers, welche in den Tropen besonders merklich sind und meines Wissens bis jetzt noch nicht erklärt sind, verdanken ihre Entstehung wohl auch der Centrifugalkraft der Erdbahn. Der höchste Barometerstand ist aber nicht um 12 Uhr, wie das nach der Theorie sein sollte, sondern um 10 Uhr Morgens und Abends. Eine Erklärung dessen ist wohl im Gesetze der Trägheit zu suchen. Zur

Erläuterung denken wir uns die (s. beistehende Fig.) Sonne in S , $ACBD$

die Erde, welche mit der Geschwindigkeit V in der Richtung EH vorrückt und sich mit der Geschwindigkeit v dreht. Der Punkt A bewegt sich also mit der Geschwindigkeit $V+v$; wenn er nach C gelangt, so muss seine Geschwindigkeit bis V und in B bis $V-v$ abgenommen haben. Von diesem Punkte an muss die Geschwindigkeit wieder in D bis V und in A bis $V+v$ steigen. Dieser beständige Wechsel der Geschwindigkeit, mit welcher ein beliebiger Punkt der Erdoberfläche in der Richtung der Erdbahn fortschreitet, ist aber durchaus nicht gleichmässig. Auf den Strecken von a bis b und von c bis d bleibt die fortschreitende Bewegung ziemlich unverändert die des Centrums, weil die Drehungsrichtung in den Punkten C und D perpendicularär zur Erdbahn steht.

Ungefähr in den Punkten F und G ändert sich die Geschwindigkeit aber sehr rasch, indem in F die Drehungsrichtung fast die entgegengesetzte und in G fast dieselbe Richtung annimmt als die Erdbahn. Kurz, die fortschreitende Geschwindigkeit fängt ungefähr in F an stark abzunehmen, während sie ungefähr in G plötzlich sehr rasch zunimmt. Durch die Wirkung der Trägheit müssen die Lufttheilchen in F sich bestreben, die frühere Geschwindigkeit zu behalten, also in der Richtung der Erdbahn voreilen; in G im



Gegentheile werden die Lufttheilchen aus demselben Grunde das Bestreben haben, in der Richtung der Erdbahn nachzubleiben. In beiden Fällen wird sich also die Luftsäule heben und einen erhöhten Druck auf das Quecksilber des Barometers ausüben. Dasselbe muss, wenn auch in einem geringeren Grade, auch für das Meerwasser gelten, und da dasselbe im Punkte *F* mehr steigt als im Punkte *G*, so könnte dieser Grund wohl dazu beitragen, das Meeresniveau etwas in der zur Sonne gekehrten Hemisphäre zu heben.

4) In der Abhandlung über die Aralo-Kaspi-Niederung erwähnt Professor Schmick unter anderem dessen, dass Alexander der Grosse das Wasser des Kaspischen Meeres süß gefunden hat, und erklärt diesen Umstand durch den weit reichlicheren Zufluss der Bergflüsse jener Zeit. Dass die Flüsse jener Zeit bedeutend mehr Wasser enthielten als jetzt, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; aber trotzdem genügt dieser Grund wohl nicht zur Erklärung des Umstandes, dass Alexander das Kaspi-Wasser süß fand, wenn er es nicht gerade in der Mündung eines jener Flüsse geschöpft hat. Sollte diese Erscheinung, wenn sie thatsächlich stattgefunden hat, nicht auf folgende Weise zu erklären sein? Wir wissen, dass alle Meere, deren Zufluss bedeutender ist als die Verdunstung ihrer Oberfläche, einen Abfluss in den Ocean haben müssen. Dieser Abfluss äussert sich denn auch durch eine obere Strömung der Meerenge, welche dieses Meer mit dem Ocean verbindet. Selbstverständlich entzieht diese Strömung dem Meere viel Salz, welches, wenn der Salzgehalt des Meeres unverändert bleiben soll, ihm vom Oceane wiedergegeben werden muss. Dieses geschieht durch eine untere Bodenströmung der Meerenge, wenn diese Meerenge tief genug ist, um die beiden Strömungen, d. h. obere und untere, zu fassen. Der geringe Salzgehalt des Baltischen und Schwarzen Meeres zeigt schon, dass die Verbindungen dieser Meere mit dem Ocean nicht tief genug sind, um im Stande zu sein, den gehörigen Salzvorrath herbeizuführen. Wenn nun die Tiefe der Meerenge abnehmen sollte, so wird der untere aus dem Ocean dem Meere Salz zuführende Strom verringert und im Laufe der Zeit muss das Wasser des Meeres merklich an Salzgehalt verlieren. Denken wir uns nun die Tiefe der Meerenge so verringert, dass sie nur einen Abfluss zu fassen im Stande ist, so wird das beständig Salz abgebende Meer bei genügend langer Dauer dieses Zustandes sich allmählich in ein Süßwasserbassin verwandeln. Wie bekannt, enthalten auch alle Binnenseen, welche einen Abfluss haben, süßes Wasser. Das Baltische Meer und auch wohl das Schwarze scheinen diesem Ziel langsam entgegen zu gehen. Wenn nun durch fortfahrendes Sinken des Meeresniveaus oder durch locale Gründe

das Baltische Meer ganz vom Ocean abgeschlossen werden würde, wobei freilich auch die Verdunstung des Meeres zunehmen oder der Zufluss abnehmen müsste*), so würde das in den Flüssen, wenn auch sehr homöopathisch vorhandene Salz sich allmählich wieder sammeln und das Bassin beständig an Salzgehalt gewinnen, wie das mit allen Binnenseen der Fall ist, welche keinen Abfluss haben.**) Nun frägt es sich, ob das Kaspische Meer nicht einen ähnlichen Process durchgemacht hat, d. h. ob nicht vielleicht sein Abfluss über die Kuma-Manytsch-Niederung, beständig an Tiefe verlierend, einige Jahrhunderte vor Alexanders Zeit erst ganz aufgehört hat, und folglich das Kaspische Meer zu jener Zeit nicht wirklich nahezu süßes Wasser besass. Hat seitdem der Flächenraum des Meeres durch zunehmende Verdunstung und verringerten Zufluss bedeutend abgenommen, so muss die frühere Salzmenge sich in einer geringeren Wassermenge befinden und das Wasser folglich salziger geworden sein, als er früher war. Trotz der sehr bedeutenden Abnahme der früheren Wassermenge, welche einen grossen Raum der jetzt trockenen Niederung einnahm, ist auch jetzt noch der Salzgehalt des Kaspischen Meeres geringer als der des Schwarzen, welches seinerseits mehr als um die Hälfte weniger Salz enthält als das Wasser des Oceans. Wenn man das von Professor Schmick auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuss im Jahrhundert berechnete Sinken der Wasserfläche des Schwarzen Meeres gelten lässt, so musste vor 23 bis 30 Jahrhunderten die jetzt 45 Fuss über dem Schwarzen Meere gelegene Kuma-Manytsch-Niederung mit Wasser bedeckt, das Kaspische mit dem Schwarzen Meere vereint und das Niveau des Kaspi-Meeres um 125 Fuss ***) höher gewesen sein als jetzt. In diesem Falle scheint es also Dr. Schmicks Angaben gemäss ganz natürlich, dass zur Zeit Alexanders des Grossen, also vor 22 Jahrhunderten, das Wasser des Kaspischen Meeres nahezu süß war.

Die Muscheln, welche man an den alten Küstenlinien des Kaspischen und auch des Schwarzen Meeres findet, zeugen alle davon, dass beide Meere in früheren Zeiten Wasser mit geringem Salzgehalte führten; woraus wir denn schliessen, dass der Abfluss

*) Wahrscheinlich geschieht beides mit zunehmender Wärme des Klimas durch das Zurücktreten der Meere.

**) Im Olonetz'schen Gouvernement (und wohl auch an anderen Orten) giebt es wohl kleine Seen, welche keinen Abfluss haben, aber doch süßes Wasser enthalten. Ihr Wasser besteht aber wohl zum grössten Theil aus geschmolzenem Schnee. Uebrigens mag es wohl auch Fälle geben, wo der Zufluss eines Sees gar kein Salz enthält, und folglich der See, wenn er auch keinen Abfluss besitzt, doch keinen Grund hat seinen Salzgehalt zu vergrössern.

***) Jetzt ist das Niveau des Kaspi-Meeres 80 Fuss unter dem des Schwarzen Meeres.

des vereinigten Kaspi-Schwarzen Meeres durch den Bosphorus ein sehr viel bedeutenderer gewesen ist als jetzt. Dieses scheint auch sehr wahrscheinlich, wenn wir bedenken, dass bei kälterem Klima die Verdunstung der Meeresfläche geringer und der Wassergehalt der Flüsse durch reichlichere Schnee- und Eisbildung sehr viel bedeutender gewesen sein müsse. Der plötzliche Durchbruch des Bosphorus, von dem die alten Sagen sprechen, scheint also (wenn er stattgefunden haben sollte), nicht durch die Gewässer des Mittelmeeres, sondern durch die des Schwarzen Meeres bewerkstelligt worden zu sein. Vielleicht bestand die Meerenge zuerst nur aus bedeutenden Stromschnellen, welche durch Auswaschungen allmählich rückwärts schreitend, wie wir das am Niagara-Falle noch jetzt sehen, sich im Laufe der Zeit zur Meerenge ausbildeten. Wahrscheinlich sind auch wohl locale vulcanische Ursachen der Auswaschung zu Hülfe gekommen, denn die jetzige Fauna des Schwarzen Meeres scheint aus dem Mittelmeere eingewandert zu sein, während an den Flussmündungen, also in wenig salzigem Wasser, noch jetzt Kaspi-Muscheln vorkommen, welche, wie gesagt, auch im Schwarzen Meere an den alten Küstenlinien gefunden werden.

XX.

Humboldt-Erinnerungen in Amerika.

Die „New-Yorker Staatszeitung“ vom 7. November 1875 schreibt: Wiewohl Alexander von Humboldt in den meisten seiner Arbeiten als den Haupt-Angelpunkt seiner ausgedehnten Studien die grosse amerikanische Reise erkennen lässt, welche er vom 5. Juni 1799 bis zum 3. August 1804 vollbrachte, sind doch einige Theile dieser in der Geschichte der Forschungs-Expeditionen einzig dastehenden, rein wissenschaftlichen Privat-Unternehmung im Detail noch fast ganz unbekannt. Das 30 Foliobände starke Reisewerk, das den Fleiss des unermüdlchen Gelehrten und seiner zahlreichen Mitarbeiter zwanzig Jahre lang beschäftigte, redet, abgesehen von den grossen, speciellen Untersuchungen aus der Botanik, Zoologie, Geographie etc., nur von dem Aufenthalt in Venezuela, in Cuba und in Mexico ausführlicher; viel spätere, gelegentliche Schriften — der Jahre 1837 und 38 — haben dann die Reise durch das Hochland von Ecuador besprochen; dagegen ist von Humboldt selbst unbeschrieben und deshalb bis heute überhaupt undargestellt geblieben: erstlich fast der ganze Aufent-

halt in Neugranada (30. März 1801 bis 6. Juni 1802), dann die Zeit, die er in Lima und Guayaquil zubrachte (23. Oktober 1802 bis 15. Februar 1803), drittens die Anwesenheit in den Vereinigten Staaten (29. April bis 19. Mai 1804).

Seit der 1872 in drei Bänden erschienenen Humboldt-Biographie, welche Professor Karl Bruhns zu Leipzig im Verein mit den ersten deutschen Fachgelehrten herausgegeben und bereits eine kundige Feder in's Englische übertragen hat, scheint der früher übertriebene Humboldt-Cultus einem ruhigen Humboldt-Studium Platz gemacht zu haben. Bei den neueren Forschungen tritt der Inhalt der Humboldt'schen Arbeiten mehr zurück, und die Persönlichkeit des Mannes beginnt endlich, wie gebühlich, im Vordergrunde sich zu erheben. Schon in nächster Zeit dürfen wir der Herausgabe ausgewählter Briefe Humboldt's entgegensehen, welche den Mann in der Kraft seiner dreissiger und vierziger Jahre charakterisiren. Dann enthalten die auf der Sternwarte zu Berlin bewahrten, bald deutsch, bald französisch, bald spanisch geschriebenen Tagebücher eine Fülle des interessanten Stoffs zur Ausfüllung jener noch unbekannt gebliebenen Reiseperioden und zur Charakterisirung des Reisenden: Materialien, welche hoffentlich nächstens, von geschickter Hand bearbeitet, zur Kunde des Publikums gelangen werden. Ferner berichtete Humboldt, da er ja als königlich spanischer Commissär fungirte, während der Reise regelmässig an das naturwissenschaftliche Institut in Madrid; diese Berichte, welche den besten Einblick in die geistige Werkstatt des Gelehrten gestatten, hat die Neue Madrider Gesellschaft für Naturkunde (seit 1872) zu veröffentlichen begonnen, während die spanische Regierung nie dazu gekommen ist, sie zu verwerthen oder auch nur zu beachten. Endlich besitzen wir noch eine andere Reihe hierher gehörender, bislang fast ganz unbeachtet gebliebener Quellen: die in Amerika selbst vorhandenen Humboldt-Erinnerungen, welche, wenn sie nicht vollständig entschwinden sollen, jetzt, noch in letzter Stunde, gesammelt werden müssen.

Einen Versuch in Neugranada, dem jetzigen Columbien, „den leuchtenden Fussstapfen des Genius nachzugehen“, hat der erste deutsche Gesandte in Bogotá, Herr Dr. Schumacher, der jetzt dem deutschen General-Consulate in New-York vorsteht, während seines dortigen mehrjährigen Aufenthalts angestellt und vor Kurzem in seiner Vaterstadt Bremen einem Kreise von Freunden über die Ergebnisse dieser Studien einen kurzen Bericht erstattet*).

„Der letzte Band jenes grossen Reisewerkes, dessen Abschluss

*) Die dem nachstehenden Referate beigefügten Notizen verdanken wir Herrn Dr. Schumacher selber. [Red.]

durch Humboldt's asiatische Reise (12. April bis 28. Dezember 1829) unterbrochen wurde, der dritte des beschreibenden Theils, endet im Hafen Cartajena de las Indias, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts noch den grossen Stapelplatz des „Neuen Königreichs Granada“ bildete*). Die Fortsetzung dieser Reisebeschreibung ist auf Wunsch des Verfassers, der dafür ein Reugeld von 9500 Francs seinem Pariser Verleger bezahlt haben soll, nicht veröffentlicht worden**); hier treffen wir also eine grosse Lücke, zu deren Ausfüllung jener Vortrag einige aus Columbien selbst stammende Beiträge bieten wollte.

In Cartajena lernte Humboldt den Vorsteher der dortigen Kaufmannschaft, José Ignacio Pomba, kennen, der ihm seinen Landsitz auf den Höhen bei Turbaco zur Wohnung anbot; es war dies ein sehr unterrichteter Mann, dem Humboldt viel verdankte. An jenem einsamen Orte empfing der deutsche Gelehrte, dem die Fragen der Südsee noch ganz fern lagen, unter anderen die erste Nachricht über die angebliche Senkung der Cordillere auf dem südlichsten Ende jenes Darien-Isthmus, welcher aus Colonisations-Rücksichten vom Erzbischof-Vizekönig Antonio Caballero y Góngora (1782—92) zuerst genauer untersucht worden war. Ignacio Caveró, ehemals Sekretär dieses bedeutenden Regenten, berichtete in Turbaco dem „Baron de Umbon“ in einem noch vorhandenen Schreiben über die Möglichkeit einer schiffbaren Wasserverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean auf dem interessanten, jüngst noch von den nordamerikanischen Expeditionen unter Commander Thos. O. Selfridge, Commander L. P. Lull und Lieutenant Fr. Collins wiederdurchforschten Wege: Napipifluss-Cupicabucht; er verschaffte auch die Materialien, auf die jenes Colonisationsunternehmen Góngora's sich gründete, nämlich Bericht und Karte des Ingenieur-Capitän Juan Donoso vom Jahre 1780***). Humboldt war nie selbst in der fraglichen Gegend, obwohl jetzt dort am Pacific eine Humboldt-Bucht existirt. Halb in Ruinen steht noch heute bei dem Indianerdorf Turbaco, nicht gar weit von den berühmten Schlammvulcanen, inmitten gewaltiger Riesenbäume, aber mit freier Aussicht auf die ferne Sierra Nevada von Santamarta — Schneegebirge über Palmen, — das einst vierzehn Tage lang von Humboldt bewohnte, noch recht hübsche Landhaus: ein einsamer, von der Zeit stark mitgenommener Zeuge eifriger früheren Studiums.

*) Die Hauff'sche Uebersetzung endet schon mit dem Aufenthalt in Cuba.

**) Löwenberg, Bibliographische Uebersicht der Werke, Schriften und zerstreuten Abhandlungen Alexander von Humboldt's, in: Bruhns, Alexander von Humboldt. II. S. 485 ff. No. 121.

***) Die Karte von Donoso liegt der 25. Tafel des Atlas géographique et physique du Nouveau Continent zum Grunde.

Von der 45tägigen beschwerlichen und arbeitsvollen Berei-
 sung des Magdalenastroms, auf welcher ihm Mariano Montenegro
 von der schmalen Scheidewand zwischen den Atlantic- und Pacific-
 Gewässern, die im Innern der Provinz Chocó sich findet, das
 Nähere berichtete, reden vier Blätter einer Karte, die später für
 die 24. Tafel im grossen Humboldt'schen Atlas von 1814 ff. ver-
 wendet sind: Originale, die durch eine Menge specieller Rand-
 bemerkungen noch heute interessant sind. Von Honda aus, wo
 die Flussreise der Stromschnellen wegen endet, begab sich Hum-
 boldt nach den Silberminen von Santana, denen ein Freund, Juan
 d'Elhuyar, vorgestanden hatte; er fand nur dessen Grab, hielt sich
 aber verpflichtet, für den nach dem Tode arg verleumdeten Mann
 sofort in einem warmen, sachgemässen Gutachten einzutreten, dessen
 Text noch vorhanden ist. Von Santana ging es nach dem nahen
 Mariquita, wo der Sitz der „königlichen botanischen Expedition
 für das Neue Königreich Granada“*), dessen Gebäude trotz der
 Erdbeben noch heute stehen, von ihm besichtigt wurde. Die Karte
 von Honda, Mariquita und Santana, ein seltenes topographisches
 Bild aus dem Innern Südamerikas, ziert jenen Humboldt'schen
 Atlas, während das Original verloren zu sein scheint; die Aus-
 gabe von 1834 beruhte besonders auf Vermessungen von S. Roulin.

Dann erfolgte die 15tägige Gebirgsreise nach der Bogotäer
 Hochebene, welche Humboldt 1838 in einer akademischen Vor-
 lesung glänzend beschrieben hat**); ihr wichtigstes Resultat ist
 die Nivellirung zwischen dem Flussthal und den Bergen hinter
 der Hauptstadt, eine dort noch im Original vorhandene Arbeit.

In Bogotá, wohin Humboldt besonders der Wunsch zog, den
 greisen Botaniker José Celestino Mútis aus Cadix, den Direktor
 jener botanischen Expedition, kennen zu lernen, wurde ihm am
 6. Juli 1801 ein fürstlicher Empfang zu Theil, an dem der Vize-
 könig Pedro Mendinueta y Musquiz und der Erzbischof Fernando
 del Portillo y Torres durch ihre Vertreter sich betheiligten. In
 dortiger Nationaluniversität findet sich noch heute eines der besten
 Humboldt-Portraits, welches nach Vergleichung mit den zahlreichen
 Bildnissen, die Prof. Bruhns besitzt, den etwa 35jährigen Mann
 darstellt; es ist dies ein grosses, offenbar in Europa gemaltes
 Oelbild, wahrscheinlich ein Geschenk, das von Humboldt an Mútis
 geschickt wurde und erst nach dessen Tod († 2. September 1808)
 am Bestimmungsorte eintraf. Mútis schenkte nämlich in Bogotá

*) Vergl. Vezga, Memoria sobre la historia del estudio de la botánica en
 la Nueva Granada in: Uricocchea, Contribuciones de Colombia a las ciencias
 i a las artes. (Bogotá 1860.) I. S. 63' ff.

***) Humboldt, über die Hochebene von Bogotá in Dess. „Kleinere Schriften“.
 I. S. 100 ff.

seinem Gastfreunde viele Blätter aus seiner reichen und höchst werthvollen Sammlung von Pflanzenbildern und Pflanzenmustern; wie Humboldt denn auch 1808 den ersten Band seines Riesenwerkes mit dem Bildniss seines ehrwürdigen Bogotáer Freundes geschmückt hat. Noch jetzt lebt in jener stillen Andenstadt manche anecdotenartige Erinnerung an den galanten und liebenswürdigen Mann, der zugleich für alte Indianersprachen und Gedichte junger Damen, für Statistik und Astronomie, für vorsündfluthliche Knochen und Kirchengemälde, für Blumen, Fische und Vögel, für Schnitzwerk und alte Entdeckerfahrten, für Politik und Geologie, kurz für alles Wissenswürdige auf das Lebhafteste sich interessirte. Dort bewahrte man auch bis vor Kurzem von Humboldt, ausser Briefen, eine Anzahl Höhenberechnungen, mehrere Bemerkungen über den grossen Wasserfall von Tequendama und über die Mastodonten von Suacha, einen eingehenden, noch heute praktisch werthvollen Bericht über die Salzwerke von Zipaquirá, der ursprünglich französisch geschrieben und dann in's Spanische übersetzt ist. Dort existirte ferner noch 1872 das interessante Stück einer vom 4. August 1801 datirten Selbstbiographie, deren Seiten so kalligraphisch von Humboldt selbst geschrieben wurden, dass sie als Autograph nur dem Forscher erkennbar sind, der das berühmte mexicanische Manuscript auf der Berliner Bibliothek gesehen hat. Diese Selbstbiographie umfasst die frühe Zeit, in der Humboldt von dem Vorhaben, Soldat zu werden, und von dem Zwange, die Cameralia zu studiren, sich losmacht und zu den Naturwissenschaften übergeht. Dr. Schumacher hat das Manuscript copirt und verlas einige Stellen aus ihm; der Abdruck der höchst eigenthümlichen Lebensskizze ist leider in einem zweiten, jetzt zu Leipzig befindlichen Exemplare von Humboldt selber im November 1839 verboten worden; es kann deshalb über diese werthvolle Reliquie nur so viel gesagt werden, dass sie besonders von den Frankfurter und Göttinger Studienjahren und von dem ersten Zusammentreffen mit Wildenow redet. „Welche Folgen hatte dieser Besuch für mein übriges Leben; schriebe ich wohl ohne ihn diese Zeilen im Königreiche Neugranada?“ Besonders eingehend ist die englische Reise mit Georg Forster besprochen. Das erwachende Genie des Naturforschers spiegelt sich in der Schilderung der unwiderstehlichen Sehnsucht nach fernen Ländern und der tiefen Melancholie, welche die Hoffnungslosigkeit dieses Herzenswunsches hervorrief, wundervoll ab; in Bogotá gedenkt Humboldt der Eindrücke, welche der „erste Blick auf den allverbreiteten, stets beweglichen, länderverbindenden Ocean“ (zu Ostende) hervorrief, der schwermüthigen Spaziergänge am Haager Meeresstrande, des anregenden Anblicks der Amsterdamer Schiffswerfte, der „Wonne der Thränen“, die

er beim Beschauen von Seebildern und beim Denken an Weltumsegelungen empfand.

Am 9. September 1801 brach Humboldt von Bogotá auf und besuchte zunächst die natürliche Brücke von Icononzo, eine höchst merkwürdige, riesige Felsspalte, wo das den Abgrund überwölbende Gestein noch in grossen Lettern die Inschrift „Humboldt 1801“ trägt. Dann nahm er seinen Weg (Quindinpass) über die auch heute noch ganz unwirthliche neugranadinische Mittelcordillere nach dem Caucathal, wo er die interessanteste Vulcanregion Südamerika's, die bis tief nach Peru hinabstreicht, zum ersten Male betrat. Besonders ihre Erforschung und das Studium des Erdmagnetismus, über den noch eine flüchtig hingeworfene erste Skizze vorhanden ist, fesselte ihn einen Monat lang (November) in Popayan. Dr. Schumacher erwähnte, wie ihm noch vor Kurzem ein in dieser Stadt lebender deutscher Lehrer, Schuldirektor A. Pankow, das Haus beschrieben habe, in dem Humboldt dort zuerst verweilte; es war die Wohnung von Francisco José de Cálidas, dem ersten wahren Humboldt-Jünger in Amerika*). Dort, in der Einsamkeit der „ultima Thule unter den Tropen“, lebte bisher jener Astronom und Geometer, der mit selbstgefertigten Instrumenten rastlos die wichtigsten Beobachtungen und Messungen in dem schwach besiedelten, beinahe völlig wilden Lande vornahm**). Cálidas wurde später auf Humboldt's Antrieb mit Mútis bekannt und dann der erste, der einzige, Director der Bogotáer Sternwarte, zu deren im Jahre 1802 erfolgten Erbauung der Einfluss Humboldt'schen Geistes mächtigen Anstoss gegeben hat. In diesem jetzt vereinsamten Gebäude, dem letzten Ueberbleibsel der grossen, in Bogotá von Mútis begründeten naturwissenschaftlichen Anstalten***), befand sich noch lange Zeit ein zur Humboldt'schen Reiseausrüstung gehörender Cirkelquadrant, den jener Pomba zu Cartajena ehemals für seinen wissenschaftlichen Freund in Popayan, für Cálidas, angekauft hatte.

Dicht bei letzterem Orte liegt im freundlichen Caucathale el Llanito eine Hacienda, in der Humboldt als Gast der reizenden Manuela wohnte; 1866 schilderte ein Bogotáer Gelehrter, José Maria Vergara y Vergara, diese Stätte mit den herrlichen, von

*) Die beste Biographie von Cálidas hat sein Schüler Lino de Pombo 1851 verfasst: Memoria histórica sobre la vida, carácter, trabajos científicos y literarios, servicios patrióticos de Francisco José de Cálidas, in dem Bogotáer Blatte: „La siesta“. I. S. 16 ff.

***) Rójas, Recuerdos de Humboldt in der „Revista latino-americana“ (Paris 1874), druckt im Humboldt'schen Brief von Huayaca, 2. August 1802, irrthümlich Carlos statt Cálidas.

****) Eine Beschreibung der Bogotá'er Sternwarte findet sich nebst Abbildung in Westermann's illustrirten Monatsheften, 3. Folge, III. S. 510 ff.

Humboldt gesäeten, dort sonst nicht vorkommenden Kanehlbäumen und dem stattlichen Meerkirschenbaum, in dessen Rinde, damals noch lesbar, eingeschnitten stand: „Alejandro de Humboldt.“*)

Mit Cálidas traf Humboldt erst am 4. Januar 1802 in Ibarra bei Quito persönlich zusammen. In der Nähe dieser Hauptstadt liegt das liebliche Chillo, ein damals dem Marquis von Selvalegre gehörender Landsitz, dessen Wohnhaus noch heute ein schlechtgemaltes Bild des Reisenden enthält, das besonders die Hofuniform des königlich preussischen Oberbergraths getreu darstellen zu sollen scheint. Sonst ist über Quito-Erinnerungen an Humboldt bis jetzt nur wenig mehr bekannt, als ein trefflicher Entwurf der äusserst werthvollen Karte jener grossartigen Vulcangebirge, welche die alte Stadt umgeben. Das Haus, das Humboldt als Gast des Präsidenten Ruiz de Castillo in ihr bewohnte, ward noch vor Kurzem gezeigt. Seinen wissenschaftlichen Arbeiten ging Humboldt aber während der fünf Monate des dortigen Aufenthalts meist auf den Landhäusern der reichen Spanier nach, und in der Pflege ihrer vorzüglichen und noblen Gastfreundschaft genas auch Aimé Bonpland (Humboldt's „Secretär und Adjutant“, wie der Cabinetspass sich ausdrückt) von den fortdauernden Fiebern, die ihn seit Cartajena geplagt hatten.

In Quito und Umgebung zeitigte der Umgang mit Humboldt in dem energischen Geiste jenes Cálidas die herrlichsten Pläne und Ideen. Selten hat in so kurzer Zeit ein strebsames Genie an dem Feuer eines grossen Mannes so kraftvoll und nachhaltig sich entzündet. Cálidas schrieb sofort an Mütis eingehend über seinen Verkehr mit Humboldt, und diese noch vorhandenen, enthusiastisch verfassten Berichte zeigen besser als alles Andere das reiche Wirken des deutschen Gelehrten in entlegenen Zonen und unter fremden Menschen. Das kurze wissenschaftliche Leben von Cálidas, das in einer zu Bogotá herausgegebenen neugranadischen Wochenschrift (1808—1811) so bewunderungswürdig und reich sich widerspiegelt, ist wohl das schönste Denkmal der Humboldt'schen Reise, das Amerika selbst hervorgebracht hat**). Jener hoffnungsvolle Gelehrte starb 1816 zu Bogotá auf dem Richtplatze als Freiheitskämpfer gegen Spanien, und Humboldt erwähnt später seinen Namen und sein Andenken fast nie, ohne sich dabei herbe auszusprechen über die spanischen Blutthaten jenes Jahres.

*) Sic! El Mosáico de Bogotá, I. S. 221; unterzeichnet: Arezipa, Pseudonym des genannten verdienten Historikers.

***) Semanario del Nuevo Reino de Granada; einige Artikel aus dieser Zeitschrift hat Joaquin Acosta wiedergegeben in Cálidas, Semanario de la Nueva Granada (Paris 1849).

Caldas konnte am 6. Juni 1802 nicht von Quito aus dem Lehrer und Gönner nach dem Süden folgen; diesen begleitete statt seiner der Sohn jenes Marquis von Selvalegre, Carlos Montúfar, der auch 1816 standrechtlich erschossen wurde.

Die letzte Verbindung zwischen Humboldt und Caldas datirt von Guayaquil, wo ersterer nach seiner Perureise — am 15. Februar 1803 —, Südamerika Lebewohl sagte. Während des vorangehenden Monats verfasste dort der stets thätige Mann unter dem Donner der Vulcane den ersten Entwurf seiner Pflanzengeographie, also das zweite schon während der amerikanischen Reise von ihm geschriebene zusammenhängende wissenschaftliche Werk*). Mit der anerkanntesten Widmung schickte Humboldt diese Arbeit von Guayaquil aus nach Bogotá an „Mütis, den Patriarchen amerikanischen Naturwissenschaft“; sie war französisch geschrieben und existirt noch in Bogotá in einer sorgfältigen spanischen Uebersetzung des fähigen Naturforschers Jorge Tadeo Lozano, der ebenfalls 1816 hingerichtet wurde**). Das epochemachende Werk der Pflanzengeographie lässt in seinen beiden Redactionen besser, als irgend etwas Anderes, die raschen Fortschritte der Humboldt'schen Forschungen erkennen; der Guayaquil-Entwurf besitzt als Vorgänger der vollendeten Musterarbeit von 1805, deren deutsche Ausgabe bekanntlich zwei Jahre später Goethe gewidmet ist, ein hohes biographisches Interesse. Das grosse Idealbild vom Chimborazo, das diese Abhandlung schmückt, fand sich bis vor Kurzem als Bleistift-Skizze unter den wenigen in Bogotá noch vorhandenen Mütis'schen Papieren; dieser wichtige, zweifelsohne noch viele Humboldtiana enthaltende Nachlass ruht noch unerschlossen, aber sorgsam behütet in Madrid, wohin er 1816 geschafft wurde.

Humboldt hat sich stets als ein getreuer Freund bewährt, namentlich aufstrebenden Völkern und Menschen gegenüber; er ist einer der ersten unbefangenen Amerika-Kenner in Europa geworden und hat seine Freundschaft besonders auch dem lateinischen Amerika erhalten; das bezeugt z. B. sein späterer Verkehr mit den im abgelegenen Bogotá leitenden Persönlichkeiten, wie Simon Bolivar, Francisco Antonio Zea und Antonio Nariño; es scheint aber in Folge späterer Kriegswirren aus dieser Correspondenz in Bogotá nichts mehr sich vorzufinden. 1822 kamen dort hin Jean Baptiste Boussingault und Mariano Eduardo Rivero zur Hebung des Minenwesens, und Humboldt lässt fast in jeder spä-

*) Das erste bildete das „Tableau géognostique“, das de Lametherie im Journal de Physique, XLV. S. 46 ff. veröffentlichte; es ward auf Cuba geschrieben.

***) Leider hat Acosta, statt des Entwurfs von 1801, in dem erwähnten Smanario S. 245—339 eine Uebersetzung der Arbeit von 1805 abgedruckt.

teren Arbeit über Südamerika den regen Verkehr erkennen, den er mit diesen beiden Männern unterhalten hat. In Bogotá giebt es aber auch aus noch jüngerer Zeit Humboldtiana, so Schreiben an Felipe Bauza, den ehemaligen schon wegen der 1787'ger Malaspina'schen Expedition bekannten Hydrographen in Madrid, der 1823 als Verfassungsgetreuer aus Spanien verbannt wurde († 1833), und an Agostin Codazzi, den grossen Kartographen, der sein arbeitreiches Leben († 1859) der Geographie von Venezuela und Neu-Granada so erfolgreich gewidmet hat.“ — —

„Der Mensch muss das Grosse und Gute wollen;“ dies waren die letzten Worte, die Humboldt seinen europäischen Freunden zurief, als er 1799 nach Amerika abfuhr; dass er diesem Entschlusse in der neuen Welt stets treu geblieben ist, beweisen auch die Mittheilungen, die wir kurz erwähnt haben.

Es ist zu hoffen, dass ähnliche Forschungen, wie die Dr. Schumacher's, über bisher unbekannte Epochen des reichen Humboldt'schen Reiselebens Licht und Klarheit verbreiten; haben doch bereits verwandte Mittheilungen über Humboldt's Aufenthalt an Punkten, die er selbst später beschrieben hat, wie Carácas, Havana und Mexico, nach den gelegentlichen Sammlungen von Rójas, Vesga und Alaman ein nicht geringes culturhistorisches Interesse erwiesen.

Humboldt's neugranadische Zeit verdient eine genauere Beachtung als irgend eine andere Periode seiner Reise. Denn eines theils ist noch heute unsere Kunde vom Innern Neugranada's sehr gering, da Alphons Stübel und Wilhelm Reiss ihre grosse Forschungsreise (mit Ausnahme der Beschreibung einiger Vulkanbesteigungen und Höhenmessungen bis jetzt nicht veröffentlicht haben; andertheils sind Land und Volk trotz der sieben Decennien und trotz der Unabhängigkeitskriege gegen früher nur wenig verändert, so dass die Humboldt'schen Worte noch heute zutreffen. Ausserdem besitzt aber auch der Aufenthalt in den später viel bereisten und von mancherlei Wandlungen betroffenen Pacific-Regionen ein grosses Interesse, das namentlich hinsichtlich Lima's jüngster Geschichte hervorragend ist. Ganz besonders werthvoll würde es endlich sein, Näheres und Genaueres zu erfahren über die kurze und demungeachtet an dauernden Eindrücken, an Jahre lang fortgesetzten Verbindungen reiche Humboldt'sche Anwesenheit in Philadelphia.

Möge zu einer solchen Forschung unsere Mittheilung anregen. Ueberall in Amerika wird es sich lohnen, „den Fussstapfen des Genius nachzugehen“.

XXI.

Einige Bemerkungen über die gegenwärtigen Zustände
im Northern Territory in Australien.

Von Henry Greffrath.

Das sogenannte Northern Territory umfasst den grossen Theil Australiens, welcher im Süden von 26° S. Br. und im Norden vom indischen Oceane, im Westen von 129° O. L. Gr. und im Osten von 138° O. L. Gr. begrenzt wird. Es umfasst 531,402 englische Quadratmeilen oder 340,097,280 Acres Land. Ein Acre = 1,5839 preussische Morgen oder 0,4047 Hektare.*)

Nachdem der berühmte Reisende John Mc. Douall Stuart im Jahre 1862 den Continent zum ersten Male von Süd nach Nord in seiner Mitte durchreist hatte, wurde dies ausgedehnte Nord-Territorium, welches bis dahin keinen australischen Herrn gehabt, der Colonie Süd-Australien einverleibt. Dies grosse Geschenk blieb aber bis jetzt nur ein ebenso grosses Danaergeschenk. Zwar wurden an der Nordküste um Port Darwin herum 653,804 Acres vermessen und zu einer Colonie ausgelegt, allein die Colonisten wollten sich nicht auf Commando einfinden, und die, welche sich einfanden, bekamen es zum grössten Theile bald satt und verliessen wieder den Norden. Süd-Australien hatte die Zeche zu bezahlen. Nach officiellen Angaben, welche der jetzige Premierminister der Colonie, der Hon. Mr. James P. Boucant, dem in Adelaide versammelten Parlamente um Mitte Juni 1875 machte, waren bis dahin 330,000 Pfd. Strl. auf die Ansiedlung von Port Darwin verwendet worden, gegen eine Einnahme von nur 127,000 Pfund Strl. Das Plus der Verausgabung stellte sich damit auf 230,000 Pfd. Strl.

Colonien lassen sich überhaupt nicht so ohne Weiteres in's Dasein rufen. Ansiedler müssen erst da sein, wenn etwas daraus werden soll, und diese bilden sonst in Australien die immer voraus-eilenden Squatters mit ihren Heerden. Die weisse Bevölkerung an der Nordküste, welche zu Anfang 1875 schon auf 700 Seelen gesunken war, belief sich Mitte Juni desselben Jahres nur noch auf 470, nemlich 330 Männer, 60 Frauen und 80 Kinder, und darunter befanden sich nicht weniger als 62 öffentliche Beamte. Am 1. Juli war diese Zahl schon wieder um weitere 26 Köpfe gefallen. Dazu

*) Vergl. meine Arbeiten über das Northern Territory in dieser Zeitschrift v. 1872. p. 205. VI. 1873 p. 73 mit einer Karte von Port Darwin.

kamen noch 170 Kulis, welche man aus Singapore dorthin importirt hatte. — Man hat nun nach den bisherigen negativen Resultaten in Port Darwin vielfach die Frage in Süd-Australien discutirt, wie denn der jungen Colonie aufzuhelfen sei. Das bis dahin beliebte Manöver, immer von Neuem durch Wort und Schrift zu verbreiten, dass Port Darwin ein wunderbar schönes Land sei, wo Alles, was tropisch und semitropisch, herrlich gedeihe und wo der Mensch nur zuzugreifen habe, um seinen Säckel bald zu füllen, wollte nicht mehr ziehen und kam daher etwas aus der Mode. Das gerühmte wunderbar gesunde Klima zeigte sich als eine Illusion; Dysenterie und Fieber machten sich unter den Eingewanderten in bedenklicher Weise heimisch und nahmen nicht selten einen tödtlichen Ausgang. Bald traf auch die Nachricht ein, dass es für Europäer, unbeschadet ihrer Gesundheit, überhaupt nicht gerathen sei, im Freien zu arbeiten. Europäer könnten dort nur als Herren und Leiter bestehen, zur Verrichtung der Arbeiten selbst wären dagegen Kulis erforderlich. Und diese Ansicht vertrat die südaustralische Presse und das Volk in gewohnter Weise.

Die Regierung, welche überhaupt in Australien nicht vielmehr ist als das Echo des Tagesgeschreies und darum nur zu häufig auf schwachen Füßen steht, schickte natürlich sofort, auf Commando des souveränen Geschreies, den Major Douglas, gewesenen Government-Resident im Northern Territory, nach Singapore, um dort Kulis gegen einen wöchentlichen Lohn von 3 Dollars mit freier Kost für Port Darwin zu engagiren. Der Major kam am 5. August 1874 mit 186 Kulis zurück. Ein Theil dieser Asiaten wurde nach Yam Creek auf die Goldfelder (siehe unten) vermietet, während die übrigen von der Regierung beschäftigt wurden. Aber bald hiess es, dass diese Kulis zu schwach seien und nicht viel arbeiten könnten.

Im Monat Juli 1875 kam die Frage, wie man Port Darwin wohl am besten bevölkerte, von Neuem im südaustralischen Parlamente in Adelaide zur Sprache. Man schlug vor, Chinesen einzuführen. Chinesen sind aber kommende und gehende Leute, eine „floating population“. Sie bleiben nur, bis sie sich ein kleines Vermögen erworben, um dann nach China, wo doch jeder Chinese sterben will, zurückzukehren. Mögen sie immerhin, wie ein Parlamentsmitglied bemerkte, „a hard working, industrious race of people“ genannt werden, so viel lehren die Erfahrungen in Queensland zur Genüge, dass sie auf den Plantagen der Europäer nicht arbeiten wollen. Auf den Golfeldern nach Gold suchen, hausiren gehen und Schenken mit geheimen Spielhöhlen halten, ist der Hang ihres Lebens. Dazu kommt, dass es ihnen nach chinesischen Gesetzen verboten ist, ihre Frauen mitzubringen. Unter

den Tausenden von Chinesen in Australien befinden sich kaum einige Frauen, denen es gelang, in männlicher Verkleidung aus China zu entkommen. Und endlich ist es sehr richtig, was ein verständiges Parlamentsmitglied anführte: „their moral tone in respect both of honesty and purity of life, is of the lowest possible character.“

In Port Darwin selbst erkannte man denn auch sofort, dass eine unterstützte chinesische Einwanderung nach dort ein baarer Unsinn sei und der Colonie in keiner Weise nützen könne, und man protestirte in einem zugesandten Telegramme gegen diesen parlamentarischen Einfall. Man solle, hiess es, nur dafür sorgen, dass Capitalisten kämen und Plantagen anlegten. Dies war so weit ganz gut; allein, lassen sich denn Capitalisten importiren wie Kulis? Gewiss nicht; aber man verstand dies so, dass die Regierung mit gutem Beispiele vorangehen und durch erzielte Erfolge Capitalisten anlocken sollte.

Wenn es im Allgemeinen begründet ist, dass der Staat nie Producent sein soll, sondern es Privaten überlassen muss, die natürlichen Productionsquellen des Landes zu entwickeln und zu fördern, und dass er dabei nur die Aufgabe hat, den Producenten die möglichste Erleichterung in ihrem Betrieben zu gewähren, so möchte doch das Northern Territory eine Ausnahme zulassen. Das südaustralische Parlament hatte für das Nord-Territorium, um tropische Industrie zu begünstigen, ein sehr liberales Landgesetz genehmigt, welches in Kürze Folgendes besagt. Wünscht Jemand oder eine Gesellschaft Reis, Zucker, Kaffee (?), Thee (?), Indigo, Tabak, Baumwolle u. s. w. dort zu bauen, so mag er oder die Compagnie sich Land von nicht weniger als 320 und nicht mehr als 1280 Acres zu einer jährlichen Rente von 6 d. oder 50 Pfennigen pro Acre auswählen. Dabei muss in den ersten zwei Jahren ein Fünftel des Areal eingekoppelt und bestellt werden, und dann jährlich ein Zehntel mehr, bis nach Ablauf von fünf Jahren die Hälfte cultivirt ist. Von da ab soll das ganze Areal freies Eigenthum sein, und jede Zahlung an Capital wie an Pacht hört auf. Liberal genug war allerdings dies Landgesetz, wenn das Land nur wo anders gelegen hätte als gerade an der Nordküste von Australien, und auch wirklich die proclamirte Fruchtbarkeit an sich und in sich trüge. Der von der südaustralischen Regierung beschäftigte Schriftsteller W. Marcus ruft in seinem officiellen Eifer im „Handbook for Emigrants“ aus: „I shall be much surprised, if, when this land-law is fully known, it does not attract a very considerable population to North-Australia“. Die Attraction ist aber ausgeblieben. Es hat Niemanden angezogen und hingezogen. Die Klugen wollten nicht und die Dummen kamen nicht.

Da wurden hohe Prämien auf bestimmte Erträge an Zucker ausgesetzt; allein wieder wollte sie sich Niemand verdienen. Da nun also das liberale Landgesetz und die Prämiensätze bisher Fiasco gemacht, so soll die südaustralische Regierung vorangehen und durch Plantagen, welche sie selber im Nord-Territorium anlegen und administrieren lasse, den Leuten klar machen, dass tropische und semitropische Erzeugnisse dort bestens gedeihen und sich mit gutem Vortheile anpflanzen lassen, — immer vorausgesetzt, dass sie gedeihen. Die Regierung soll hier dem Beispiele der Regierung von Queensland folgen. Wie kam aber diese Colonie dazu, dass ihre Nordküste jetzt so ziemlich mit rentablen Zuckerrohrplantagen besetzt ist? Die Regierung lieferte den Beweis, dass Zuckerrohr dort sehr gut gedeihe. Sie legte eine Musterplantage auf Helena Island in Moreton Bay an, und diese ergab einen so ausgezeichneten Erfolg, dass das Verfahren der Regierung von den Colonisten bald nachgeahmt wurde.

Sofern die südaustralische Regierung also wirklich Vertrauen in die Productivität des Nordens von Australien hat, wird sie sich dieser öffentlichen Forderung nicht entziehen können. Sie würde damit den practischen Beweis liefern, was sich vom Norden erwarten lasse und ob er verdiene und sich qualificire, aus seiner Wildniss herauszutreten und Culturland zu werden. Die Regierung scheint aber vorläufig einen anderen Hebel ansetzen zu wollen. Sie hat im Juli dieses Jahres dem in Adelaide versammelten Parlamente den Vorschlag gemacht, Port Darwin, ähnlich wie Singapore, zum Freihafen zu erklären, und hofft dadurch dem Hafen einen gewaltigen Aufschwung zu verleihen, sofern dieser dann bald ein Depôt für den Handelsverkehr mit dem indischen Oceane bilden werde. Dieser Antrag konnte denn auch, ohne Gefahr für die öffentlichen Finanzen, sehr wohl vom Parlamente angenommen werden. Die gesammte Revenue aus den Eingangszöllen in Port Darwin hatte für das Jahr 1874 nur 5800 Pfd. Strl. ergeben und dürfte im laufenden Jahre nach dem Ergebnisse der ersten sechs Monate erheblich hinter 5000 Pfd. Strl. zurückbleiben, — eine Summe, welche der Beamtenapparat u. s. w. so ziemlich in Anspruch nimmt. Aber wenn nur Port Darwin so günstig localisirt wäre wie Singapore! Uns scheint, dass man den Erfolg dieser Massregel sehr überschätze.

Mit seiner Forderung darf man nicht zu bescheiden sein, mögen die Colonisten in Port Darwin denken. Sie haben das Verlangen ausgesprochen, dass die südaustralische Regierung von ihrer Küste aus nach dem Süden zu eine Eisenbahn von vorläufig 150 Miles bauen lasse, und meinen, dass damit die schönen Tage ihren Anfang nehmen werden. Es würde dies vom Norden aus

das erste Glied zu der grossen Ueberland-Eisenbahn bilden, von der man jetzt in Süd-Australien zwar viel spricht, wenn nur die kolossalen Geldmittel, woran es der Colonie sehr fehlt, dazu da wären. Von Süden hinauf, um dies hier beizufügen, beabsichtigt man jetzt allerdings eine Eisenbahn in der Länge von ungefähr 200 Miles, von Port Augusta bis Beltana, am grossen Schäferei-Besitzthum des Mr. Thomas Elder, wo sich auch eine Station des Ueberland-Telegraphen befindet, zu bauen. — Natürlich wird dies noch für sehr lange Zeit ein frommer Wunsch der Port Darwinianer bleiben.

Zum Schlusse ein Wort über die ungefähr 100 Miles südlich von Port Darwin gelegenen Yam Creek-Goldfelder. Von den mehr als 100 Gründungen, welche auf vage Nachrichten hin in Adelaide (1900 Miles entfernt) gemacht wurden, versanken die eingezahlten Gelder der Actionäre nach alter Erfahrung derartig, dass sie nie wieder in Form einer Dividende zum Vorschein kamen. Nur wenige Gruben lieferten bis jetzt überhaupt einen Ertrag. Aber die Unkosten waren dabei so erheblich, dass bisher nur eine einzige Gesellschaft, die Union, in diesem Jahre in der Lage war, eine kleine Dividende zur Vertheilung zu bringen. Der Ertrag des gesammten im Jahre 1874 aufgefundenen Goldes wird nach amtlichen Angaben auf den Werth von 40,000 Pfd. Strl. angesetzt. Die Goldfelder können bei ihrer jetzigen Ergiebigkeit keine Bevölkerung anziehen, im Gegentheile entvölkern sie sich mit jedem von Port Darwin abgehenden Dampfschiffe. Immerhin ist es möglich, dass sich ein lohnendes Goldfeld mit der Zeit auffinden werde, und das würde sicher eine Auswanderung aus den südlichen und östlichen Colonien nach Port Darwin veranlassen. Aber auf solche Hypothesen lässt sich nicht bauen.
